

Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien

Studies in Cultural and Social Sciences 22

Stefan Breuer

Max Weber in seiner Zeit

Politik, Ökonomie und Religion
1890–1920

Harrassowitz
Verlag

Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien

Studies in Cultural and Social Sciences

Herausgegeben von/Edited by
Stefan Breuer, Eckart Otto,
Hubert Treiber

Band/Volume 22

2022

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Stefan Breuer

Max Weber in seiner Zeit

Politik, Ökonomie und Religion 1890–1920

2022

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://dnb.de/> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the internet
at <https://dnb.de/>.

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter
<https://www.harrassowitz-verlag.de/>

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2022
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
für die Einspeicherung in elektronische Systeme.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.
Druck und Verarbeitung: Memminger MedienCentrum AG
Printed in Germany

ISSN 1866-6884
ISBN 978-3-447-11764-7

eISSN 2747-4941
eISBN 978-3-447-39244-0

Hubert Treiber zum 80. Geburtstag

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	IX
------------------	----

Erster Teil: Das Frühwerk

1. Straßburger Erbschaften	3
2. Der ungeheure Oikos: Max Weber zwischen Mommsen und Rodbertus	29
3. Agrarpolitische Interventionen	53
4. In der Evangelisch-sozialen Bewegung	77
5. Im Alldeutschen Verband	101
Erste Zwischenbetrachtung: Nation und Nationalismus	121

Zweiter Teil: Politik und Ökonomie 1902/03–1920

6. Den Kapitalismus denken: Max Weber und Werner Sombart	145
7. Neomerkantilismus?	171
8. Max Weber und der Imperialismus	193
9. Beobachtung des Sozialismus	219
10. Aus den Gründerjahren der Politischen Soziologie: Max Weber und Robert Michels	243
Zweite Zwischenbetrachtung: Max Weber und die Ausgänge des Liberalismus in Deutschland	271

Dritter Teil: Religion 1904–1920

11. Max Weber und die Religion	281
12. Max Webers Religionssystematik	307

13. Magische Kultur? Max Weber contra Oswald Spengler	345
14. Verzauberung und ihre Grenzen: Max Weber, Erwin Rohde und die Religionsgeschichte der Antike	369
15. Von der Fachmenschenfreundschaft zur Fachmenschengegnerschaft: Max Weber und Ernst Troeltsch	409
Literaturverzeichnis	439

Einleitung

Von Büchern mit dem Titel „Herr So und So und seine Zeit“ hat Nietzsche abgeraten. Wer nach Biographien verlange, solle lieber nach solchen greifen, die „ein Kämpfer gegen seine Zeit“ überschrieben seien.¹ Das vorliegende Buch ist jedoch keine Biographie, wenngleich es sich an eine gewisse Abfolge von Lebensabschnitten hält; und es vermeidet vor allem die Heroisierung, auf die Nietzsches Gegenvorschlag hinausläuft. Gewiß fällt es nicht schwer, auch bei Max Weber so etwas wie einen Kampf gegen seine Zeit auszumachen, von der Antrittsrede, die sämtlichen Klassen des wilhelminischen Deutschland den Fehdehandschuh hinwirft, bis zur Literatenschelte in den späten Vorträgen und Reden. Für Albert Salomon war Weber deshalb ein „heroischer Bürger im Zeitalter der *Bourgeoisie*“², für Karl Jaspers gar ein „Makroanthropos“ die „vorläufig letzte große Gestalt“ einer Reihe, die über Nietzsche zurückreiche bis auf Homer und die jüdischen Propheten.³ Derartige Hyberbeln, die auch späteren Generationen noch allzu leicht in die Feder flossen⁴ sind jedoch nur geeignet, Kritiken zu provozieren, die davon leben, Max Webers (immerhin „unwiderlegbare“) „Fehlkonstruktionen“ zu demontieren⁵ – eine Textgattung, für die sich im englischen Sprachraum mittlerweile ein eigener Terminus etabliert hat: Weber-bashing.

Es spricht deshalb viel dafür, den von Nietzsche verworfenen Zugriff zu rehabilitieren, zumal Weber sein Werk durchaus nicht nur in der Gegenstellung zu seiner Zeit und seinen Zeitgenossen entwickelt hat.⁶ Schon bei einer oberflächlichen Betrachtung

-
- 1 Friedrich Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, KSA I, 243–334, 295.
 - 2 Albert Salomon: Max Weber [1926], in: ders., Werke, hrsg. von Peter Gostmann u.a., Bd. 1, Wiesbaden 2008, S. 135–156, S. 154.
 - 3 Karl Jaspers: Max Weber, München und Zürich 1988, S. 36, 113.
 - 4 Vgl. etwa Wolfgang J. Mommsen, der Max Webers „Denken und Handeln von einem heroischen Pessimismus geprägt“ sah, in: ders., Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte, S. 21; Roslyn Wallach Bologh: Love or Greatness. Max Weber and Masculine Thinking. A Feminist Inquiry, London 1990, S. 101 ff.; Franz-Josef Ehrle: Max Weber und Wien, Freiburg 1991, S. 137; Richard Pohle: Max Weber und die Krise der Wissenschaft. Eine Debatte in Weimar, Göttingen 2009, S. 96; Dirk Kaesler: Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung, Frankfurt am Main und New York 2014, S. 34. Bei Peter Ghosh avanciert Weber gar zu einem modernen Atlas, der wie in der antiken Mythologie die ganze Welt auf seinen Schultern trägt: vgl. Max Weber and *The Protestant Ethic*: Twin Histories, S. 11.
 - 5 Vgl. Heinz Steinert: Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen, Frankfurt und New York 2010.
 - 6 Das muß selbst Wilhelm Hennis zugeben, der Webers Werk als „eine durch ständige ‚Dennochs‘ unterbrochene Abschiedssymphonie an ‚Die Welt von Gestern‘“ gelesen hat: Max Webers Fragestellung, S. 80. In einer späteren Studie heißt es: „seine (scil. Webers) forcierte Nüchternheit, die

ist zu erkennen, wie viel es anderen verdankt, wie sehr es nicht nur Gegenrede, sondern Anknüpfung, Modifikation, Fortbildung ist. Das gilt für die Arbeiten zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Altertums, die als ständiger Dialog mit Mommsen und Roderich, Eduard Meyer und Karl Bücher gelesen werden können; für die nationalökonomischen Beiträge, die sich um einen eigenen Weg zwischen Schmoller, Menger und Brentano bemühen; für die erkenntnistheoretische Fundierung der Sozialwissenschaften im Spannungsfeld zwischen Rickert und Stammler; für die politische Soziologie bzw. Staatssoziologie, die Impulse von Jellinek wie von Michels verarbeitet; und nicht zuletzt für die Religionssoziologie, die auf einem breiten Fundament religionswissenschaftlicher Forschungen ruht, von Schneckenburger und Ritschl über Harnack und Troeltsch bis zu Wellhausen, de Groot und Oldenberg. Die in den 80er Jahren begonnene und sich über mehr als drei Jahrzehnte hinziehende Max-Weber-Gesamtausgabe mag den einen oder anderen Mangel haben. Daß sie Webers Werk durch die Erschließung seines tatsächlichen oder wahrscheinlichen Lektürefelds transparent gemacht hat, ist ihr bleibendes Verdienst.⁷ Fortan dürfte Webers Stimme etwas weniger dröhnend klingen, auch wenn sie nach wie vor Wichtiges zu sagen hat.

Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, das ganze Spektrum seines Werkes abzudecken. Das dürfte niemandem mehr gelingen. Es beschränkt sich, wie der Untertitel signalisiert, auf drei Handlungsfelder, Politik, Ökonomie und Religion, in bewußter Inkaufnahme der mit einer solchen Begrenzung verbundenen Verkürzungen, hat Weber Wichtiges doch auch zu anderen Handlungsfeldern wie dem Recht, der Kunst oder der Wissenschaft zu sagen.⁸ Schon gar nicht ist es mein Ziel, die Validität von Webers Ausführungen im Lichte der neueren Forschung zu überprüfen. In welche unendlichen Verästelungen dies führt, zeigt das heroische Projekt Wolfgang Schluchters aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Religionssoziologie Webers einer kritischen Sichtung durch Experten der Sinologie, Indologie, Judaistik und Althistorie zu unterziehen⁹ – ein Unternehmen, das bei allen Verdiensten doch auch die bekannte Wendung aus den

Ablehnung so vieler Elemente der Zeit, des Erlebnis- und Persönlichkeitskultes, bewirken ja nicht, daß er über der Zeit steht: wie jeder gute Erzieher steht er gegen seine Zeit, aber doch in ihr.“ (Hennis, Max Webers Wissenschaft vom Menschen, S. 96 f.).

- 7 Die Schriften Max Webers werden im folgenden nach dieser Ausgabe mit Titel und Bandnr. zitiert, kleine Schriften in jedem Kapitel zusätzlich bei Erstnennung mit Erscheinungsjahr und Seitenzahlen. Da man es bereits in dieser Ausgabe mit zwei unterschiedlichen Rechtschreibungen zu tun hat, habe ich in meinem eigenen Text davon abgesehen, diese noch um eine weitere zu vermehren und mich – wie auch die Verfasser der Einleitungen zur MWG – überwiegend an die bis 1996 gültigen Regeln gehalten.
- 8 Vgl. nur Treiber, Max Webers Rechtssoziologie – eine Einladung zur Lektüre; Braun, Max Webers „Musiksoziologie“; Edith Weiller: Max Weber und die literarische Moderne, Stuttgart und Weimar 1994; Wagner und Zipprian (Hrsg.), Max Webers Wissenschaftslehre; Wagner und Härpfer (Hrsg.), Max Webers vergessene Zeitgenossen.
- 9 Vgl. Wolfgang Schlachter (Hrsg.), Max Webers Studie über das antike Judentum (1981); Max Webers Studie über Konfuzianismus (1983); Max Webers Studie über Hinduismus und Buddhismus (1984); Max Webers Sicht des antiken Christentums (1985); Max Webers Sicht des Islams (1987); Max Webers Sicht des okzidentalen Christentums (1988), alle Frankfurt am Main.

Wahlverwandtschaften bestätigt hat: jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn. In diesem Buch soll es statt dessen um Historisierung und Kontextualisierung gehen. Untersucht wird, wie sich Webers Positionen zu zentralen Problemen und Streitfragen seiner Zeit, die doch in manchem auch noch die unsere ist, im Dialog mit signifikanten Anderen herausgebildet haben, und auch dies nicht mit dem Anspruch, schlechterdings alles abzudecken, was hierfür in Frage kommt. Themen, die vor allem für Spezialisten von Interesse sind, wie Webers Behandlung der Börse, der Psychophysik der industriellen Arbeit oder der ‚staatlichen Theorie des Geldes‘, sind ebenso ausgeklammert wie Bezüge zu Zeitgenossen, über die ich an früherer Stelle gehandelt habe.¹⁰ Auch so ist noch genug zusammengekommen.

Für die Gliederung bot sich aus zeitlichen und sachlichen Gründen eine Dreiteilung an. Webers Biographie wie auch sein Werk sind durch eine Zäsur in den Jahren von 1898 bis 1902/03 gekennzeichnet, in denen er schwer erkrankt war und seine Aktivitäten in Forschung und Lehre einstellen mußte. Die erste Werkphase ist zunächst durch die akademischen Qualifikationsschriften bestimmt, deren Schwerpunkte in der Rechtsgeschichte liegen; ihnen folgen, bedingt durch Webers Lehrverpflichtungen wie durch sein Engagement im Verein für Sozialpolitik und im Evangelisch-sozialen Kongreß, Arbeiten vorwiegend nationalökonomischer Art mit besonderem Akzent auf Fragen der Agrarpolitik. Religion ist zwar auch in dieser Phase durchweg in Webers Blickfeld, wird aber nicht zum Gegenstand einschlägiger Erörterungen. Erst nach 1902/03 wird dies anders, wie nicht nur die Schriften zur *Protestantischen Ethik*, sondern auch die Studien zur *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* bezeugen. Daß Webers Interesse sich in dieser zweiten Werkphase ganz auf dieses Thema verlagert hätte, wird zwar verschiedentlich postuliert, ist jedoch ebenso unzutreffend wie die Behauptung, sein eigentliches Interesse habe vor wie nach der Zäsur der Politik gegolten.¹¹ Eine derart einseitige Präferenz wird schon durch das intensive Engagement widerlegt, das Weber dem Hauptprojekt seines letzten Lebensjahrzehnts gewidmet hat: dem *Grundriß der Sozialökonomik*, in dem die Soziologie der Religion gleichrangig neben der Soziologie der Wirtschaft, der Herrschaft und des Rechts steht. Um dem Rechnung zu tragen, gliedert sich die Darstellung der zweiten Werkphase in zwei Abteilungen, deren erste sich mit Politik und Ökonomie befaßt, während die zweite die Religion in den Blick nimmt, beides in der jeweiligen Brechung durch die Auseinandersetzung mit Autoren, die für Weber in dieser Zeit bedeutsam waren.

Das Buch ist, weit mehr als aus den Fußnoten deutlich wird, das Ergebnis eines mit Hubert Treiber geführten Dialogs über Max Weber, der in den 70er Jahren in der so-

10 Vgl. etwa: Von Tönnies zu Weber. Zur Frage einer ‚deutschen Linie‘ der Soziologie, in: Berliner Journal für Soziologie 6, 1996, S. 227–246; Georg Jellinek und Max Weber. Von der sozialen zur soziologischen Staatslehre, Baden-Baden 1999 (beide auch in: Max Webers tragische Soziologie, S. 267–293; 294–325); Begriffe des Politischen: Carl Schmitt und Max Weber, in: Carl Schmitt im Kontext. Intellektuellenpolitik in der Weimarer Republik, Berlin 2012, S. 81–110.

11 Für die erste Sichtweise hat sich in jüngerer Zeit vor allem Peter Ghosh stark gemacht, für den das wahre Zentrum von Webers gesamtem Denken in der Religion liegt (wie oben, S. 57, 129, 146, 186, 219, 221, 286 u.ö.), für die letztere ist Wolfgang J. Mommsen schon in seiner Dissertation aus dem Jahr 1959 eingetreten: vgl. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik, S. 1.

ziologischen Diaspora im Fachbereich Rechtswissenschaften der Universität Hannover begann und auch durch meinen Wechsel nach Hamburg nicht unterbrochen wurde. Hubert Treiber hat das Manuskript mit zahlreichen Annotationen, Corrigenda und Hinweisen versehen und ist deshalb auch dort präsent, wo sein Name nicht genannt wird. Die Studie über „Magische Kultur“ war ihm seinerzeit zum 75. Geburtstag gewidmet. Nun kann ich ihm dieses Buch zum 80. zueignen.

Erster Teil: Das Frühwerk

I. Straßburger Erbschaften

Max Weber wuchs in einem familiären Umfeld auf, das aufs engste mit Politik verbunden war. Der Vater, Max Weber sen., war bereits zu Beginn seiner Karriere als Stadtrat in Erfurt mit kommunal- und sozialpolitischen Fragen befaßt. Mit seinem Wechsel nach Berlin 1868 erweiterte sich sein politischer Horizont bald über die Stadtverwaltung hinaus durch die Wahl in den Preußischen Landtag, dem er fast drei Jahrzehnte angehören sollte. Bis 1884 vertrat er außerdem für die nationalliberale Partei nacheinander drei Wahlkreise als Abgeordneter im Deutschen Reichstag. Daß er dabei als typischer Bourgeois agiert habe, „mit sich und der Welt zufrieden“, wie seine Schwiegertochter rückblickend urteilte¹, wird man nach den gründlichen Recherchen von Guenther Roth nicht mehr sagen können, doch auch in dieser neuen Sicht treten die Eigenschaften des Politikers hinter denen des Experten zurück, der sich im Tageskampf aufrieb. „Statt an den Debatten im Plenum teilzunehmen, tat Weber seine Kommissionsarbeit hinter verschlossenen Türen“, mit großem Einsatz auf den unterschiedlichsten Feldern, aber auch mit einem frühen Zug von Resignation.²

So prägend daher auch die vielfältigen Anregungen waren, die Max Weber jun. in politicis durch ein Elternhaus erfuhr, das im Zentrum des Reiches lag und regelmäßig die Spitzen der nationalliberalen Partei zu Gast hatte³ – für sein Weltbild bestimmender wurden die Impulse, die er von der Peripherie her erhielt. Auch sie waren allerdings durch Verwandtschaft vermittelt, in diesem Fall durch die mütterliche Seite, genauer gesagt durch die Schwestern von Webers Mutter Helene, von denen gleich vier mit prominenten Professoren-Politikern verheiratet waren. Von ihnen wurde für Max Weber Hermann Baumgarten (1825–1893) am wichtigsten, der Ehemann von Helenes älterer Schwester Ida.⁴ Seit 1861 als Professor für Geschichte und Literatur an der Technischen Hochschule Karlsruhe tätig, erregte er 1866 reichsweites Aufsehen durch seine Schrift *Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik*, die darauf zielte, den Liberalismus aus seiner Oppositionshaltung gegenüber der preußischen Politik herauszuführen und damit regierungsfähig zu machen. 1872 erhielt er einen Ruf an die Universität Straßburg und wurde dort noch einmal zum Kritiker bestimmter Strömungen im Nationalliberalismus, wie sie namentlich von seinem zunehmend nach rechts driftenden früheren Freund und Mitstreiter Heinrich von Treitschke repräsentiert wurden, mit dem übrigens auch

1 Marianne Weber, Max Weber, S. 72.

2 Roth, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte, S. 444; vgl. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik, S. 2 f.

3 Vgl. Marianne Weber, Max Weber, S. 47.

4 Zu dieser Linie wiederum am informativsten: Roth, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte, S. 221 ff.

Max Weber sen. während seiner Göttinger Studentenzeit freundschaftlich verbunden war.⁵ Auch wenn der Junior später in einer Reihe von Punkten andere Positionen bezog als Baumgarten⁶, empfing er doch in seiner Militärzeit und der daran anschließenden Referendarzeit von Straßburg eine Fülle von Anregungen, deren Spuren sich bis in seine reiferen Arbeiten verfolgen lassen.⁷

I.

Als sich im März 1848 auch in einigen Hauptstädten des Deutschen Bundes die Bürger erhoben, war darunter auch der junge Hermann Baumgarten. Sein anfängliche Neigung zu radikaleren Positionen, die er der Lektüre des junghegelianischen Schrifttums und dem Engagement in der Burschenschafts- und Turnerbewegung verdankte, war zu diesem Zeitpunkt abgeklungen und einer Wendung zur Casino-Partei in der Paulskirche gewichen, zu deren Wortführern neben seinem akademischen Lehrer Dahlmann auch Gervinus gehörte. Beides: die Verbindung zum vormärzlichen Radikalismus wie auch dessen anschließende Temperierung mag ihn dem Braunschweiger Verleger Vieweg empfohlen haben, der damals nach einem Redakteur für seine *Deutsche Reichszeitung* suchte, und so rückte der gerade 23jährige rasch in die vorderste Reihe des moderaten Liberalismus, verstand er es doch, Koryphäen wie Beseler, Droysen, Duncker, Gervinus, Haym, Rümelin und andere zur Mitarbeit an dem Blatt zu gewinnen.⁸

Aus Enttäuschung über das Versagen Preußens in der ihm zgedachten Rolle als Triebkraft der nationalen Einigung und Liberalisierung näherte sich Baumgarten indessen bald wieder mehr demokratischen Positionen an, wie sie der von ihm bewunderte Gervinus seit Ende 1848 immer entschiedener vertrat, allerdings modifiziert durch einen ebenso entschiedenen Föderalismus, wie er eher am entgegengesetzten Pol des politischen Spektrums, etwa bei Constantin Frantz, anzutreffen war.⁹ Im Frühjahr 1852 schied er deshalb aus der Redaktion der *Deutschen Reichszeitung* aus und trat erst im folgenden Jahr wieder publizistisch hervor, mit einer Verteidigungsschrift für Gervinus, der sich damals in Baden vor Gericht wegen Aufforderung zum Hochverrat und Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung verteidigen mußte, weil er in seiner *Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts* erklärt hatte, daß die Zukunft durchaus der

5 Vgl. ebd., S. 283 ff., 316 ff., 373.

6 Einige Hinweise dazu bei Dirk Kaesler: Max Weber, München 2014, S. 235 f.

7 So schon früh und zu Recht Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik, S. 12.

8 Vgl. die Einleitung des Herausgebers, in: Hermann Baumgarten: Historische und politische Aufsätze und Reden. Mit einer biographischen Einleitung von Erich Marcks, Straßburg 1894, S. XXIV.

9 Vgl. Hans Rosenberg: Gervinus und die deutsche Republik, in: Die Gesellschaft 6.2, 1929, S. 119–136, 126 ff.; Jonathan F. Wagner: Georg Gottfried Gervinus: The Tribulations of a Liberal Federalist, in: Central European History 4, 1971, S. 354–370, 360, 370. Für eine ausführlichere Darstellung vgl. Gangolf Hübinger: Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik, Göttingen 1984.

Demokratie gehöre.¹⁰ Ins gleiche Horn blies auch Baumgarten, wenn er vom langfristig unvermeidlichen Sieg der Demokratie sprach und diesen zugleich als Sieg des ‚germanischen‘ Prinzips über das Romanen- und Slawentum, des Protestantismus über den Katholizismus und des Föderalismus über den Zentralismus feierte.¹¹ Das verband sich mit erheblicher Militanz gegenüber Österreich und Rußland, denen offen mit Krieg gedroht wurde, ging aber zugleich einher mit einer Distanzierung von der ‚französischen‘ Art und Weise, die demokratischen Ideen im Staatsleben zu verwirklichen.¹²

Baumgarten schrieb diesen Text in Heidelberg im Haus von Max Webers Großvater Georg Friedrich Fallenstein, in dem auch der mit diesem befreundete Gervinus wohnte. Der Aufenthalt vertiefte die Beziehung zu Gervinus, der ihn in der Folgezeit als Mitarbeiter an seinen historischen Werken beschäftigte, aber auch die zu Fallensteins älteste Tochter Ida, mit der er 1855 die Ehe schloß.¹³ Das Arbeitsverhältnis zerbrach fünf Jahre später, als Gervinus Idas Schwester, die damals sechzehnjährige, von ihm unterrichtete Helene (später die Mutter Max Webers), sei es psychisch, sei es physisch bedrängte.¹⁴ Auch politisch gingen die Wege auseinander, rückte Baumgarten doch allmählich der preußischen Politik wieder näher, während Gervinus seine Kritik an ihr zunehmend verschärfte, ab 1866 mit besonderer Stoßrichtung gegen Bismarck, den er als bösen Geist Deutschlands bezeichnete.¹⁵ Preußens Annexionen nach dem Krieg gegen Österreich erschienen ihm als Verletzung der föderalen Natur Deutschlands, seine Politik als Abdrift in Zentralismus und Militarismus. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges verstieg er sich gar zu einem Vergleich mit Makedonien, das unter Philipp und Alexander die Freiheit Griechenlands zerstört habe.¹⁶

Daß Baumgarten diesen Weg nicht mitging, war zunächst keineswegs ausgemacht. Noch 1859 plädierte er für eine bedingte Unterstützung Österreichs in dessen Kampf gegen den ‚Erbfeind‘ Frankreich, verband dies allerdings mit scharfer Kritik am absolutistischen System und dem damit verbundenen ‚Priesterregiment‘.¹⁷ Drei Jahre später gab er seiner Enttäuschung über die Neue Ära in Preußen Ausdruck und warf kurz darauf den Liberalen vor, ihren Kampf gegen Bismarck, diesen „ruchlosen Spieler an der Spitze des preußischen Staates“, viel zu zahm zu führen.¹⁸ Erst 1866 brachte die Wende. Hieß

10 Vgl. Rosenberg, Gervinus und die deutsche Republik, S. 130; Marcks, Einleitung, S. XXX.

11 Vgl. [o.V.]: Gervinus und seine politischen Überzeugungen. Ein biographischer Beitrag, Leipzig 1853, S. 114 ff.

12 Vgl. ebd., S. 76, 85, 91, 118.

13 Vgl. Marcks, Einleitung, S. XXXIII.

14 Ausführlich hierzu Roth, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte, S. 238 ff. Gervinus, so Max Weber im Dezember 1910 an seinen Bruder Arthur, „war Mamas schwärmerisch verehrter Lehrer, der berühmte Historiker. Mama hatte mit ihm das furchtbare Erlebnis, daß er sich in plötzlicher Gier an ihr zu *vergreifen* suchte“ (MWG II/6, S. 763).

15 Vgl. Rosenberg, Gervinus und die deutsche Republik, S. 134; Wagner, Gervinus, S. 365.

16 Vgl. Wagner, Gervinus, S. 365 f.

17 Vgl. Hermann Baumgarten: Deutschland und die italienische Frage. Zur Verständigung zwischen Nord und Süd, Nördlingen 1859, S. 1, 30.

18 Hermann Baumgarten 1863, zit. n. Langewiesche, Liberalismus in Deutschland, S. 91.

es im Februar noch, die deutsche Einigung scheitere am preußischen Regiment nicht weniger als an der Obstruktionspolitik der Fortschrittspartei, so erging im Mai, vier Wochen vor der Kriegserklärung Preußens an Österreich, die dringende Aufforderung an die Liberalen, ihre Animosität gegen Bismarck aufzugeben, sei dieser doch ein Sterblicher und seine Gewalt eine vorübergehende, Preußen aber die bleibende Macht und gegenwärtig „das einzig mögliche Fundament für eine gesunde nationale Zukunft“. Bismarcks Politik schließe ungeachtet ihrer Verstöße „gegen Verfassung und Recht Konsequenzen in sich, welche ihn nöthigen werden, sich auf Verfassung und Recht zu stützen“. Schon jetzt sei erkennbar, wie groß sein Abstand zu den Prinzipien des „conservativen, legitimistischen Systems“ sei: „Er hat mit Italien, dem echten Vertreter einer liberalen und nationalen Politik, Bündniß gemacht gegen Oesterreich und den Particularismus, er hat, nicht willkürlich, sondern nothgedrungen, die Lösung der Deutschen Frage an die Spitze seines Programms gestellt, er hat für diese Lösung an das allgemeine Wahlrecht gegen den dynastischen Particularismus appellirt“.¹⁹ Ihm die Unterstützung zu versagen, ihn gar aus dem Amt zu drängen, wie der radikale Liberalismus verlange, laufe auf nichts anderes hinaus, als diejenigen Mächte zu unterstützen, die sich anschickten, „den Todesstoß in's Herz der deutschen Freiheit zu führen.“

„Ein Jeder möge sich ernstlich überlegen, was er in diesem entscheidenden Moment thue. Die Zukunft wird Rechenschaft von ihm fordern. Vor Allem aber wird sie die Führer unserer liberal-nationalen Partei vor ihren Richterstuhl laden. Wehe ihnen, wehe uns, wenn der Spruch lauten müßte: mit gutem Willen und reinem Herzen, aber mit blödem Auge und kurzem Urtheil habt Ihr Euer Volk in einem großen Augenblick den Weg des Verderbens geführt; Ihr saht nur nach der Freiheit, während die Existenz auf dem Spiele stand; Ihr habt die Macht Eures Volkes preisgegeben sammt der Freiheit.“²⁰

Was hier in der knappen Form einer Flugschrift nur erst angedeutet wurde, arbeitete Baumgarten in zwei größeren Texten aus, deren erster noch im gleichen Jahr in den *Preußischen Jahrbüchern*, deren zweiter mitten im Krieg gegen Frankreich, im September 1870 erschien.²¹ In ihnen entwarf Baumgarten ein durchweg negatives Bild der letzten drei Jahrhunderte deutscher Geschichte. Der Protestantismus lutherischer Provenienz mochte danach eine religiöse Befreiungstat gewesen sein, in politischer Hinsicht habe er sich mit „seiner absoluten Unfähigkeit, die großen Aufgaben des Staatslebens zu fassen“, verhängnisvoll ausgewirkt.²² Seine „ganz auf den inneren Menschen gerichtete Art“

19 Hermann Baumgarten: Partei oder Vaterland? Ein Wort an die norddeutschen Liberalen, Frankfurt am Main 1866, S. 12 ff.

20 Ebd., S. 16.

21 Vgl. Hermann Baumgarten: Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik, in: *Preussische Jahrbücher* 18, 1866, S. 455–515, 575–629. Hier zit. nach der von Adolf M. Birke hrsg. u. eingel. Neuausgabe, Frankfurt am Main etc. 1974; Hermann Baumgarten: *Wie wir wieder ein Volk geworden sind*, Leipzig 1870.

22 Baumgarten, *Wie wir wieder ein Volk geworden sind*, S. 18. Vgl. aber auch die spätere, deutlich positivere Bewertung Luthers in: ders., *Geschichte Karls V.*, 3 Bde., Stuttgart 1885–1892, Bd. 1, S. 335 ff.

habe das politische Feld freigegeben für eine „erbärmliche Kleinstaaterei“ einerseits, ein permanentes Ausgreifen fremder Mächte auf deutsches Gebiet andererseits.²³ Deutsche Politik sei unter diesen Voraussetzungen zur „Zwergpolitik“ geschrumpft, betrieben von bloßen „Scheinstaat“en“, geführt von einem Adel, der sich dem Absolutismus unterordnete und sich in eine „Scheinsouveränität“ flüchtete²⁴, in unheiliger Allianz mit einem Bürgertum, das sich im 18. Jahrhundert in einem ‚staatsfeindlichen Kosmopolitismus‘ und einem ‚einseitigen Cultus der Schönheit‘ verlor.²⁵

Die regen politischen Aktivitäten, die zumal die preußischen Liberalen während des Verfassungskonflikts der frühen 60er Jahre entfalteten, standen dazu nach Baumgarten nur scheinbar im Widerspruch. Geleitet von einem Idealismus, der „unser Sehvermögen für die reale Dinge“ und die „Gabe des männlichen Handelns bedenklich geschwächt“ habe, hätten die Liberalen „mit wenigen Ausnahmen als Dilettanten“ agiert.²⁶ Sie hätten verkannt, wie sehr auch Politik zu einem „Beruf“ geworden sei, der Spezialisierung, Schulung und volle Hingabe verlangte, im übrigen auch „wesentlich andere Geistes Eigenschaften“ voraussetzte als etwa wissenschaftliche oder künstlerische Aktivitäten.²⁷ In Wendungen, die in vielem Max Webers Vortrag über „Politik als Beruf“ vorwegnahmen, hämmerte Baumgarten seinen Lesern ein, Politik dürfe sich nicht in „negative[r] Opposition“ erschöpfen, „der jede Regierung an sich etwas Übles“ sei.²⁸ Anstatt auf Resolutionen und Demonstrationen müsse Politik auf die „Ausführung des Möglichen“ ausgerichtet sein.²⁹ Mit der Erkenntnis des Richtigen und Wünschbaren sei in diesem Feld nur wenig zu gewinnen. „Denn in der Politik kommt es darauf an, nicht daß ich eine Absicht habe, sondern daß ich sie realisiere“.³⁰ Damit war nicht nur abgefertigt, was Max Weber später als Gesinnungsethik bezeichnen wird³¹, sondern auch die Grenze zu jener schon 1848 gescheiterten Professorenpolitik gezogen, die Wissenschaft und Politik miteinander verwechselte – auch dies bekanntlich ein Motiv, das in Webers Kritik der Vermischung der Ebenen des „ideellen Geltensollens“ und des „realen Geschehens“ wieder auftauchen wird³²: „Unsere bisherigen Erfahrungen lassen es wünschenswert erscheinen, daß die Wissenschaft mit gespanntester Aufmerksamkeit das handelnde Leben begleitet, ihm mit ihrem Wissen und ihrer Einsicht zur Seite steht, aber nur mit Vorsicht das Wagnis unternimmt, selber handeln zu wollen.“³³

23 Baumgarten, *Der deutsche Liberalismus*, S. 25 ff.

24 Ebd., S. 40, 46.

25 Vgl. Baumgarten, *Wie wir wieder ein Volk geworden sind*, S. 28, 40. Vgl. auch ders.: Herder und Müller, in: *Preußische Jahrbücher* 29, 1872, S. 23–51, 127–161.

26 Baumgarten, *Der deutsche Liberalismus*, S. 56, 82.

27 Ebd., S. 94.

28 Ebd., S. 47 f.

29 Ebd., S. 93.

30 Ebd., S. 126.

31 Vgl. Max Weber: *Politik als Beruf* [1919], MWG I/17, S. 247.

32 Vgl. nur Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Recht, MWG I/22–3, S. 193.

33 Baumgarten, *Der deutsche Liberalismus*, S. 94.

Schon in der zeitgenössischen Diskussion und erst recht im Schrifttum späterer Generationen begegnet man der Ansicht, Baumgarten habe das politische Handeln allzu einseitig dem Adel zugewiesen und „dem Bürgertum ganz allgemein die Fähigkeit zur politischen Aktion mehr oder minder ab[gesprochen]“. ³⁴ Das ist in dieser Zuspitzung nicht richtig. Gewiß, Baumgarten hat dem Mittelstand eine geringere Befähigung zur politischen Aktion bescheinigt als dem Adel, aber er hat auch dem deutschen Adel, und hier vornehmlich dem preußischen „einen ganz volksfeindlichen Charakter“ attestiert, eine kastenmäßige Abschließung, die wesentlich dazu beigetragen habe, den Liberalismus zu politischer Unfruchtbarkeit und schließlich zur Abdrift in einen folgenlosen Verbalradikalismus zu verurteilen. ³⁵ Er häufte wohl reichlich viel Lob auf die Hohenzollerndynastie und ihren Kanzler und ebenso viel Kritik auf ein Bürgertum, das sich einbildete, zu etwas anderem geschaffen zu sein als zur Arbeit. ³⁶ Er fügte aber zugleich hinzu: „alle modernen Staaten ruhen wesentlich auf der bürgerlichen Arbeit, alle werden daher auch im politischen Leben den bürgerlichen Kräften einen bedeutenden Einfluß einräumen müssen.“ ³⁷ Weit davon entfernt, dem Liberalismus Resignation oder gar Kapitulation zu predigen, legte Baumgarten ihm vielmehr nahe, „gewisse unendlich wichtige Anliegen der Nation, für die nur er ein volles und aufrichtiges Verständnis hat, in eigener gouvernementaler Tätigkeit (!) zu befriedigen“ und sich auf einen „wohlthätigen erfrischenden Wechsel liberaler und konservativer Regierungen“ einzustellen, kurzum: „*regierungsfähig*“ zu werden. ³⁸

Mit der Begründung des Zweiten Kaiserreichs, die für ihn persönlich mit der Berufung auf ein Ordinariat an der neu geschaffenen Universität Straßburg verbunden war, verdichteten sich für Baumgarten allerdings die Zweifel, ob es geraten war, auf der einmal eingeschlagenen Linie der Liberalisierung weiterzugehen. Anders als spätere Kritiker, die dem Liberalismus vorwarfen, zu früh stehengeblieben zu sein und vor dem siegreichen preußischen Militarismus und dem Junkertum kapituliert zu haben ³⁹, sah Baumgarten zunehmend in einer verfrühten Liberalisierung das Problem. Die Gewährung weitgehender Freiheitsrechte schien ihm zu einem Zeitpunkt erfolgt zu sein, da die alten Feinde der Freiheit noch keineswegs hinreichend niedergedrungen waren und nun über beste Chancen verfügten, ihr Terrain Schritt für Schritt zu erweitern, vom Bildungswesen über die Wirtschafts- und Sozialordnung bis hin zur politischen Machtverteilung. Schon wenige Jahre nach dem Sieg über Frankreich hieß daher die Devise für Baumgarten erneut: *periculum in mora*.

Wer aber war dieser Feind, vor dem zu warnen er in seinen Straßburger Jahren nicht müde wurde? Es war nicht Bismarck, obschon die Liste der Fehlgriffe, die er diesem

³⁴ Heinrich August Winkler: Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, Bonn 2000, S. 189.

³⁵ Vgl. Baumgarten, Der deutsche Liberalismus, S. 46 f.

³⁶ Vgl. ebd., S. 146, 43.

³⁷ Ebd., S. 42.

³⁸ Ebd., S. 149.

³⁹ Vgl. statt vieler nur Hans Kohn: Wege und Irrwege. Vom Geist des deutschen Bürgertums, Düsseldorf 1962, S. 168, 170.

anlastete, von Jahr zu Jahr länger wurde: die inkonsequente Durchführung des Kulturkampfes, die sich nur und auch nicht hinreichend gegen die Katholiken richtete und auf die fällige Rundumerneuerung des Protestantismus verzichtete⁴⁰; der „Fluch des allgemeinen direkten Stimmrechts“, mit dem vielleicht Bismarck als „recht cäsarischer Demagoge“ umzugehen verstehe, „das aber unter seinen Nachfolgern das größte Unheil anrichten muß“; seine höchst verderbliche Wirtschaftspolitik, die so sehr an die Leidenschaft der Masse appelliere, „daß wir heute durch die wirtschaftlichen Gegensätze zerrissener sind, als wir es je waren“; seine rohe, gewaltsame und brutale Innenpolitik, durch die das Land Gefahr laufe, dem „Schicksal der Romanen anheim[zu]fallen, zwischen Extremen hin- und hergeschleudert zu werden.“⁴¹ Es waren auch nicht Bismarcks Apologeten wie der einstige Weggefährte Heinrich von Treitschke, dem Baumgarten in einer breiten Aufsehen erregenden Polemik eine ‚ultrapreußische‘, den Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland vertiefende Manier vorwarf, darüber hinaus eine Neigung zur ‚nationalen Überhebung‘, zur Verherrlichung des Eigenen und zur Herabsetzung alles Fremden, mit einem Wort: die Übersteigerung des Patriotismus zum Nationalismus.⁴² Der Feind: das waren überhaupt nicht primär Personen, sondern ein Vorgang, ein Prozeß, der sich wie der Hegelsche Geist bestimmter Personen als Träger bediente: der Prozeß der „Revolution“, wie ihn schon Tocqueville umschrieben hatte: „als der stetigste, älteste und andauerndste Vorgang [...], den die Geschichte kennt.“⁴³

In Anlehnung, wenn nicht an den Buchstaben, so doch an den Geist Tocquevilles, dem er das Verdienst zuschrieb, die „wichtigsten Wahrheiten“ gesagt zu haben⁴⁴, in Übereinstimmung aber auch mit der seit der Reichsgründung von liberaler Seite vorgetragenen Offensive gegen den Katholizismus⁴⁵, machte Baumgarten die „Mutter der Revolution“ in Rom und der Papstkirche aus, die „mit einer Art militärischer Diktatur [...] Gedanken und Empfindungen der ihr unterworfenen Schaaren“ lenke und darin das antiliberalen Prinzip schlechthin sei, „die verkörperte Negation aller Freiheit“.⁴⁶ Seit der Frühen Neuzeit schien ihm dieses Prinzip über einen mächtigen Verbündeten in den imperialen Bestrebungen der romanischen Staatenwelt zu verfügen, zunächst denjenigen Spaniens, dem ein bedeutender Teil von Baumgartens historischen Arbeiten

40 Vgl. Hermann Baumgarten an Heinrich von Sybel, Brief vom 4.1.1873, in: Paul Wentzcke (Hrsg.), *Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks*, Bd. 2: Im neuen Reich 1871–1890, Bonn und Leipzig 1926, S. 72.

41 Hermann Baumgarten an Heinrich von Sybel, Brief vom 29.3.1881, ebd., S. 378.

42 Vgl. Hermann Baumgarten: Treitschke's Deutsche Geschichte, Straßburg 1883, S. 40 f.

43 Alexis de Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*, München 1976, S. 5.

44 Hermann Baumgarten: Zur Beurtheilung der französischen Revolution [1870], in: ders., *Historische und politische Aufsätze und Reden* (im folgenden kurz: Aufsätze), S. 317–338, 330.

45 Vgl. Langewiesche, *Liberalismus in Deutschland*, S. 180 ff.; Michael B. Gross: *The War Against Catholicism. Liberalism and the Anti-Catholic Imagination in Nineteenth-Century Germany*, Ann Arbor 2004; Manuel Borutta: *Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe*, Göttingen 2011².

46 Hermann Baumgarten: *Römische Triumphe* [1887], in: ders., Aufsätze, S. 503–519, 517, 505. Vgl. auch ders. an Heinrich von Sybel, Brief vom 1.1.1881, in: Wentzcke (Hrsg.), *Im neuen Reich*, S. 373.

gewidmet war⁴⁷, später denen Frankreichs, dem Ludwig XIV. „dieses dreifache Joch der priesterlichen, höfischen und staatlichen Slaverie“ auferlegt habe, „um das dreifach geknebelte Volk für alle Einfälle seiner ganz römisch, ganz cäsarisch gewordenen Politik gefügig zu haben.“⁴⁸ Alles, was folgte – der weitere Ausbau des Absolutismus, dessen Sturz durch die demokratische Revolution, der Imperialismus der beiden Bonaparte – für Baumgarten war jedes dieser Regime ein „Schritt zum Abgrunde des moralischen und wirthschaftlichen Bankerotts“, eine Offenbarung des Wesens dieses Vorgangs als „einer im Kern krankhaften Bewegung“.⁴⁹

Von seiner Überzeugung, daß diese Bewegung nach wie vor eine akute Gefahr bedeute, ließ Baumgarten sich weder durch den militärischen Sieg Deutschlands über Frankreich noch durch die Inkorporation des Kirchenstaates in den italienischen Nationalstaat abbringen. Die Einstellung des Kirchenkampfes durch Bismarck war ihm der Beweis, daß der altböse Feind noch immer aktiv sei, ja gefährlicher denn je, sei es ihm doch gelungen, „die leitende Macht unserer Tage, eine wesentlich protestantische Macht, eine von einem fast allgewaltigen überaus genialen Staatsmanne geleitete Macht“, in die Knie zu zwingen und seiner Kirche in Deutschland, „im Herzen der Ketzerie“, eine Stellung zu erringen, „wie sie sie seit lange nicht besessen.“⁵⁰ Gerade der Vorteil der protestantischen Regionen, durchweg über ein „Uebergewicht der Bildung und des Vermögens“ zu verfügen, sei durch die Demokratisierung dieser Errungenschaften auch den katholischen Kräften zugutegekommen, die mit ihrer Hilfe erfolgreich nach der Vorherrschaft strebten⁵¹, gefördert und unterstützt durch das allgemeine Wahlrecht, das allenthalben dem Radikalismus Vorschub leiste. Ultramontanismus und Sozialdemokratie erschienen aus dieser Perspektive als Manifestationen ein und derselben Politik des Ressentiments, die in nichts anderem bestehe als „Neid und Haß der unteren gegen die höheren Schichten“ zu schüren.⁵² In einem Brief an seinen alten Weggefährten Rudolf Haym begründete Baumgarten, weshalb er sich entschlossen habe, eine militantere Gangart einzulegen und den 1886 gegründeten Evangelischen Bund zu unterstützen:

„ich sehe unser Volk, unsere Zeit überhaupt von sehr ernster Gefahr bedroht, von der Rom einen erheblichen Theil ausmacht. Die diplomatisirende Politik, der Nichts heilig ist, droht unser Geschlecht völlig zu demoralisiren. Lassen wir das protestantische Gewissen unseres Volkes zerrütten, so weiß ich nicht, wo es die Kraft finden wird, um den Stürmen einer nahen Zukunft Stand zu halten. [...] Wir sind im Kriegszustand. Wir *müssen* kämpfen. Da kann man nicht fragen, ob der, welcher zum Kampf führt, genau in der gewünschten Linie sich bewegt. Wenn er nur das nothwendige Ziel will! Ich bin religiös so wenig wie politisch

47 Vgl. neben der o.g. Monographie über Karl V. noch Hermann Baumgarten: Geschichte Spaniens seit der französischen Revolution, Berlin 1861; Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage, 3 Bde., Leipzig 1865–1871. Ferner den Vortrag von 1879: Ignatius von Loyola, in: Aufsätze, S. 486–502.

48 Baumgarten, Zur Beurtheilung der französischen Revolution, S. 323.

49 Ebd., S. 323, 338; vgl. ders., Römische Triumphe, S. 511.

50 Baumgarten, Römische Triumphe, S. 504.

51 Ebd., S. 515.

52 Vgl. ebd., S. 516.

von den Grundgedanken meines Lebens abgewichen. Aber da ich die Welt nicht nach meinem Kopfe einrichten kann, so marschiere ich mit der Armee, welche in der Hauptsache das Richtige will.“⁵³

Guenther Roth hat in dieser Wendung Baumgartens einen Ausdruck ‚altdeutscher Nostalgie‘ gesehen.⁵⁴ Aber es handelt sich dabei doch nur insofern um eine nationale Besonderheit, als sie sich gegen eine als Versagen gedeutete Haltung des deutschen Protestantismus richtete, ansonsten jedoch starke Züge einer spezifisch *altliberalen* Reaktion auf das Aufkommen der modernen Massenpolitik aufwies, wie sie auch in anderen Ländern vorkam und dort nicht selten zu einer Verschmelzung von Altliberalismus und Konservatismus führte.⁵⁵ Der vom späten Baumgarten geschätzte Tocqueville ist dafür ein besonders prominentes Beispiel, aber keineswegs das einzige.⁵⁶

II.

Max Webers Entschluß, sein Studium an einem Ort aufzunehmen, der in maximaler Distanz zum Vaterhaus und maximaler Nähe zur Herkunftswelt der Mutter lag, hat psychoanalytische Deutungen inspiriert. Eine weniger voraussetzungsvolle Sichtweise wird sich mit der Feststellung begnügen, daß Heidelberg beides bot: Emanzipation vom Elternhaus bei gleichzeitiger Nutzung aller Sicherheiten, wie sie ein familiales Netzwerk zu gewähren vermag. In diesem Fall war das Netzwerk nicht nur von beträchtlicher Ausdehnung, da Webers Großvater Fallenstein in zwei Ehen dreizehn Kinder gezeugt hatte. Es repräsentierte vielmehr dank erfolgreicher matrimonialer Allianzen auch ein soziales Kapital, wie es nicht vielen Zeitgenossen zur Verfügung stand. Henriette Fallenstein (1840–1895), die Schwester von Webers Mutter Helene, war mit dem Heidelberger Professor für Kirchengeschichte Adolf Hausrath (1837–1909) verheiratet, dem Mitbegründer und zeitweiligen Sekretär des Protestantenvereins und bei Webers Ankunft in Heidelberg dort als Prorektor der Universität wirkend.⁵⁷ Ihre Halbschwester Elisabeth (1827–1901) im benachbarten Karlsruhe war die Frau des prominenten Nationalliberalen Julius Jolly (1823–1891), der von 1868 bis 1876 als badischer Ministerpräsident amtierte und in dieser Eigenschaft maßgeblich am Prozeß der deutschen Einigung und am Kulturkampf beteiligt war.⁵⁸ Ebenfalls nicht allzu weit entfernt, in Straßburg, lebten gleich zwei weitere Tanten Webers: die mit dem Professor und Direktor der geologischen Landesuntersuchung von Elsaß-Lothringen, Ernst Wilhelm Bennecke (1838–1917), verheira-

53 Zit. n. Marcks, Einleitung, S. CXXI.

54 Vgl. Roth, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte, S. 316.

55 Vgl. Kondylis, Konservatismus, S. 417 ff.

56 Vgl. ebd., S. 31, 418.

57 Vgl. die Anm. d. Hrsg., MWG II/1, S. 258.

58 Vgl. Hermann Baumgarten und Ludwig Jolly: Julius Jolly. Ein Lebensbild, Tübingen 1897. Zu seinen politischen Vorstellungen und seinem Engagement im Kulturkampf vgl. seine beiden Schriften: Der Reichstag und die Partheien, Berlin 1880; Der Kirchenstreit in Preußen, Berlin 1882.

tete Emilie Fallenstein (1846–1922) und die älteste Tochter aus Fallensteins zweiter Ehe, Ida (1837–1899), deren Ehemann Hermann Baumgarten in den 60er Jahren mit seinem Schwager Jolly einen „idealen Männerbund“ bildete.⁵⁹

Der junge Max Weber war sehr darauf bedacht, dieses soziale Kapital zu pflegen. Dazu gehörten zeitweilig erwogene, dann aber nicht weiter verfolgte Heiratspläne mit der Baumgarten-Tochter Emmy, gehörte ein schon in der Kindheit begonnener Briefwechsel mit deren Brüdern Fritz und Otto und insbesondere die Vertiefung der Freundschaft mit Otto, mit dem Weber in seinem ersten Semester, welches zugleich Ottos letztes (theologisches) Semester war, Lotzes *Mikrokosmos* und Langes *Geschichte des Materialismus* las.⁶⁰ Die Pfingstferien 1882 verbrachte er, offenbar nicht zum ersten Mal, mit Otto bei dessen Eltern in Straßburg.⁶¹

Der Brief an seine Mutter, der diesen Aufenthalt schildert, enthielt einen ausführlichen Bericht über eine Predigt, jedoch nichts über die mit Onkel und Tante geführten Gespräche.⁶² Das änderte sich erst im folgenden Wintersemester, in dem Weber neben seinen juristischen Veranstaltungen auch ein Seminar des Historikers Bernhard Erdmannsdörffer besuchte. Stand bei einem Besuch in Straßburg im November 1882 noch rein Fachliches im Vordergrund, da Erdmannsdörffer sich mehrfach auf Baumgartens Arbeit über den Straßburger Reformationsgeschichtsschreiber Johann Sleidan bezog⁶³, so wurde bald darauf die Politik zum beherrschenden Thema. Schon im Dezember sah sich Weber mit dem heftigen Streit konfrontiert, der über Baumgartens aktuelle Treitschekritik ausbrach und sowohl die Familie als auch die Gelehrtenwelt spaltete. Heftige Kritik kam privatim von Adolf Hausrath, einige Wochen später öffentlich in Gestalt eines Artikels in den *Grenzboten* von Erdmannsdörffer, der seine Ablehnung auf Details stützte, den Kern von Baumgartens Argumentation aber umging.⁶⁴ In einem Brief gab Weber zwar den Einwänden gegen den „sehr heftigen Ton“ in Baumgartens Artikeln recht, erklärte diese aber zugleich für fortiter in re und fügte hinzu: „Die im Museum ausliegende zweite Erwiderung Treitschkes ist wirklich doch wenig erfreulich und macht ihm keine Ehre.“ Der Adressat war niemand anders als Max Weber sen., immerhin, wie oben bemerkt, ein Studienfreund Treitschkes.⁶⁵ Und wenn es noch eines Beweises be-

59 Vgl. Baumgarten und Jolly, Julius Jolly, S. 236. Über die verwickelten Familienverhältnisse informieren am besten die Verwandtschaftstafeln VIII und IX im Anhang zu Roth, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte, S. 638 f.

60 Vgl. Marianne Weber, Max Weber, S. 76 f. Ausführlicher dazu weiter unten, S. 284 ff.

61 Vgl. ebd., S. 78; Max Weber an Max Weber sen., Brief vom 9.5.1882, MWG II/1, S. 264; Roth, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte, S. 328.

62 Vgl. Max Weber an Helene Weber, Brief vom 14./15.6.1882, MWG II/1, S. 278 ff.

63 Vgl. Max Weber an Helene Weber, Brief vom 13.11.1882, MWG II/1, S. 302 ff.; vgl. Sleidans Briefwechsel, hrsg. von Hermann Baumgarten, Straßburg 1882.

64 Zu Hausraths scharfen Angriffen auf seinen Schwager vgl. Max Weber an Helene Weber, Brief vom 15.12.1882, MWG II/1, S. 305 f.; an Max Weber sen., Brief vom 4./5.5.1883, MWG II/1, S. 342 f. Zum Gang der Debatte vgl. Andreas Biefang: Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes, in: Historische Zeitschrift 262, 1996, S. 391–422, 397 ff.

65 Max Weber an Max Weber sen., Brief vom 12./13.2.1883, MWG II/1, S. 332.

durfte, auf welcher Seite Weber in diesem Streit stand, so lieferte er ihn mit der Entscheidung, sein Militärjahr ab Oktober 1883 in Straßburg abzudienen, wo er seine freie Zeit zur Fortsetzung seines Studiums nutzen konnte: wie nicht weiter überraschen wird, in Gestalt von zwei Veranstaltungen im historischen Seminar von Hermann Baumgarten. In ihnen wurden hauptsächlich italienische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts gelesen⁶⁶, an erster Stelle Guicciardini, den Baumgarten häufig für seine Monographie über Karl V. herangezogen hat. Diese letztere wiederum diente nicht nur Max Weber sen. als Reiselektüre, sondern wurde auch von Max Weber jun. in Auszügen der Mutter vorgelesen.⁶⁷ In der Folgezeit kam Weber noch zweimal zu jeweils achtwöchigen militärischen Übungen nach Straßburg zurück, im März/April 1884 und im Februar/März 1887.⁶⁸

Die Briefe, die er damals an seine Eltern richtete – immer getrennt an Vater und Mutter, mit je unterschiedlichen Schwerpunkten – berichten von regelmäßigen Besuchen in den beiden „liebenswürdigen Verwandten-Häuser[n]“, meistens Sonntags, bei Baumgartens bisweilen auch einmal in der Woche.⁶⁹ Was er dort erlebte, kommentierte er nicht unkritisch, wobei auffällt, daß sich distanzierende Bemerkungen am ehesten in den Briefen an die Mutter finden, die ihm gegenüber anscheinend dazu neigte, die Baumgartensche Lebensauffassung über die im Hause Weber herrschende zu stellen.⁷⁰ In indirekter Parteinahme für die gelassene Einstellung seines Vaters monierte er ein „Abwenden von dem Wirklichen und die Verachtung der Rücksichtnahme darauf“ und spitzte sein Urteil zu der Behauptung zu, daß Baumgartens „die Menschen nicht behandeln und betrachten, wie sie sind, sondern wie sie nach einer sehr terroristischen Anschauung sein sollten resp., in andren Fällen, wie sie nach logischen Deduktionen etwa gedacht werden zu müssen scheinen.“ Immerhin hieß es dann versöhnlich: „Ich selbst fühle mich im Baumgarten’schen Hause wohl und heimatlich und bin, wie ich schon sagte, überzeugt, daß ich sehr viel daraus mitnehmen werde.“⁷¹

Zu den dort aufgenommenen Anregungen gehörten nicht zuletzt literarische Neuerscheinungen, auf die Weber von Hermann Baumgarten aufmerksam gemacht wurde,

66 Vgl. Marianne Weber, Max Weber, S. 80 f.; vgl. MWG II/1, S. 637 f. sowie die Briefe an Max Weber sen. und Helene Weber vom 21.12.1883 und 6./9.2.1884, MWG II/1, S. 373 f., 393 f.

67 Vgl. Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 14./16.7.1885, MWG II/1, S. 531.

68 Vgl. die Einleitung zu MWG II/1, S. 20.

69 Max Weber an Helene Weber, Brief vom 21./23.10.1883, MWG II/1, S. 364; an Max Weber sen., Brief vom 21.12.1883, MWG II/1, S. 374.

70 Vgl. Max Weber an Helene Weber, Brief vom 21./23.10.1883, MWG II/1, S. 366 f. Vgl. dazu auch den Brief an die Mutter vom 2./7.5.1884, MWG II/1, S. 412: „Ich gehe niemals aus dem Baumgarten’schen Hause fort, ohne viel daraus mitzunehmen, wenn auch die Resultate, die ich mir daraus entnehme, selten mit der Denkweise der Mehrzahl der Mitglieder dieses Hauses übereinstimmen. Ich stehe zu gewissen Grundanschauungen, die bei der überwiegenden Mehrzahl der Mitglieder desselben herrschen, in einer bewußten sehr entschiedenen Opposition, die ich nicht aufgeben könnte, ohne mich völlig zu verändern und nicht aufgeben darf, weil ich von ihrer Nichtberechtigung durch nichts bisher überzeugt worden bin.“ Wie dem Rest des Briefes zu entnehmen ist, bezog sich dies allerdings weniger auf Hermann Baumgarten als vielmehr auf Idas zeitweise dort lebende Halbschwester Laura, gegen die Weber starke persönliche Vorbehalte hegte.

71 Max Weber an Helene Weber, Brief vom 21./23.10.1883, MWG II/1, S. 367 f.

darunter im Januar 1884 die von einem Anonymus verfaßte Schrift *La Société de Berlin*, die Onkel wie Neffen durch scharfsichtige und überwiegend negative Urteile über den Hof, den künftigen Kaiser („eine wahre Gefahr für Europa“) sowie „Bismarck und seine ‚dupes‘ (so nennt er M[oritz] Busch etc.)“ beeindruckte. In einem Brief an seinen Vater empfahl er das Buch mit dem Hinweis, es schildere „ganz in Übereinstimmung mit Deiner mir gegenüber oft geäußerten Ansicht, nur etwas sehr schwarz, die Art [...], in der Bismarck alle fähigen und selbständigen Kräfte rings um sich her zu vernichten bestrebt ist“, und komme zu der Prognose, er werde dereinst ein Chaos hinter sich lassen, „ein unentwirrbares Maschinengetriebe, dem die Triebkraft fehle“.⁷²

Dem dürfte Baumgarten ebenso zugestimmt haben wie einige Monate später dem Kommentar zu den Reichstagswahlen, die die Zahl der liberalen Mandate um ein Viertel auf 31,5% reduziert und übrigens auch Max Weber sen. seinen Sitz gekostet hatten.⁷³ Denn wie der Onkel, so beurteilte auch der Neffe das allgemeine Stimmrecht als ein „Danaergeschenk des bismarck'schen Cäsarismus“, in dem sich nichts anderes manifestiere als „der reinste Mord für die Gleichberechtigung Aller *im wahren Sinne des Worts*“.⁷⁴ Als Baumgarten nach dem Tod Wilhelms I. und dem Übergang des Throns auf Friedrich III. im Frühjahr 1888 Hoffnungen auf eine Umkehr der Politik und ein „Wiedereinlenken in die Bahnen von 67–77“ äußerte, goß Weber Öl auf die Wogen und sprach von einer Fortdauer des ‚cäsaristischen Regiments‘, solange die Kanzlerschaft in den gleichen Händen bleibe. Entscheidend sei, ob Bismarck bereit sei, „an seine Nachfolge zu denken und mit den wirklich staatsmännischen Elementen wieder in Beziehung“ zu treten. Geschehe dies nicht, bestehe die Gefahr, daß die „preußischen Junker im Verein mit den Ultramontanen“ die Politik bestimmten und dadurch die national orientierten Kräfte in Mittel- und Süddeutschland schwächten.⁷⁵

Fast drei Jahrzehnte später wird Weber Bismarck immer noch vorwerfen, er habe das Reichstagswahlrecht ausschließlich aus demagogischen Motiven, insbesondere als Instrument für seinen ‚cäsaristischen‘ Kampf gegen das Bürgertum eingeführt. Rein staatspolitisch sei es damals sehr wohl erwägenswert gewesen, ob nicht für die erste Zeit nach der Reichsgründung „ein die ökonomisch und sozial prominenten und politisch (damals) geschulten Schichten etwas stärker privilegierendes Wahlrecht – etwa so, wie es das bisherige englische tat – den inneren und äußeren Ausbau des Reichs, vor allem: die Eingewöhnung in parlamentarische verantwortliche Mitarbeit, nicht erleichtert hätte.“⁷⁶ Weil dies nicht geschehen sei, habe Bismarck den Spielraum für eine cäsaristische Politik

72 Max Weber an Max Weber sen., Brief vom 23./28.2.1884, MWG II/1, S. 401 ff. Im gleichen Sinne auch die Briefe an Hermann Baumgarten vom 14./16.7.1885, MWG II/1, S. 526 sowie vom 28.4.1892, MWG II/2, S. 269.

73 Vgl. Langewiesche, *Liberalismus in Deutschland*, S. 308.

74 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 8./10.11.1884, MWG II/1, S. 471.

75 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 30.4.1888, MWG II/2, S. 158. Baumgartens Wertschätzung Friedrichs III. zeigt sich in seinem Nachruf, für den Max Weber ihn mit Material versorgte. Vgl. Hermann Baumgarten: Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich 1888, in: Aufsätze, S. 520–528; Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 25.6.1888, MWG II/2, S. 160, 162.

76 Max Weber: *Wahlrecht und Demokratie in Deutschland* [1917], MWG I/15, S. 347–396, 347 f.

erhalten, die wohl zeitweise den liberalen Parteien entgegengekommen sei, sich jedoch ab 1878 darauf kapriziert habe, ihren Bündnispartner zu diskreditieren. Das Ergebnis sei ein auf ‚negative Politik‘ reduzierter Reichstag, eine Abhängigkeit der Regierung vom Zentrum und vom Monarchen sowie der Umschlag in eine kontrollfreie Beamtenherrschaft in dem Augenblick, als Bismarck aus der Führung der Geschäfte entlassen wurde.⁷⁷

Obwohl sich Webers Bismarck-Kritik im Laufe der Jahre zunehmend verschärfte, hinderte ihn dies doch weder an einer Würdigung der Persönlichkeit noch an der Anerkennung bestimmter Aspekte seiner Politik. Bismarck war für ihn noch im Ersten Weltkrieg ein „Genie“, sein Cäsarismus immerhin „die Regierungsform des Genies“.⁷⁸ Auch wenn sich die Lage gegenüber derjenigen seiner Ära verändert habe, könnten viele allgemeine Maximen seiner Politik noch immer „als dauernd maßgebend gelten.“⁷⁹ Sowohl gegenüber anderen Staaten als auch innerhalb des Reichs gegenüber den Bundesstaaten habe sie „auf Verhandlung und Kompromiß“ gesetzt und sich allen Bestrebungen versagt, Deutschland aus Eitelkeit dazu zu verleiten, „aus den geographischen Bedingungen unseres Daseins heraustreten zu wollen“.⁸⁰ Auch Hermann Baumgarten ließ sich von seiner nach 1878 wiederholt geäußerten Sorge, der große Mann werde eine große Not hinterlassen⁸¹, nicht davon abhalten, bei einem offiziellen Festessen, das vom Reichsstatthalter in Straßburg gegeben wurde, den Toast auf Bismarck zu halten und einen Aufruf zur Bismarckspende zu unterschreiben.⁸²

Diese Anerkennung bezog sich nicht allein auf das Werk der deutschen Einigung. Sie galt ebenso Bismarcks Politik gegenüber den Kräften, die auch aus liberaler Perspektive als ‚Reichsfeinde‘ wahrgenommen wurden. Das 1878 mit den Stimmen der Nationalliberalen verabschiedete und bis 1890 mehrmals verlängerte Sozialistengesetz bspw. war ganz im Sinne Baumgartens, dessen letzte Sorge nach dem Wort seines Biographen immer nach links ging.⁸³ Auch Max Weber akzeptierte Bismarcks Vorgehen, seien doch die Sozialdemokraten auf dem Weg, „fundamentale Einrichtungen des öffentlichen Lebens durch ihre Agitationsweise gründlich zu compromittieren“.⁸⁴ Er bezweifelte allerdings nicht nur die Wirkung des Gesetzes, sondern warf auch die Frage auf, ob es aus rechtsstaatlichen Gründen nicht besser sei, „lieber Allen einen Maulkorb vor[zu]binden, als Einige ganz in Ketten [zu] legen“.⁸⁵

Den Abbruch des Kulturkampfes beklagte er wie Baumgarten, der darin eine ärgere Niederlage sah, „als er je gefürchtet“ hatte, und wie sein Vater, dem der „Kampf wider

77 Vgl. Max Weber: Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland [1917/18], MWG I/15, S. 433–596, 474, 446, 482.

78 Ebd., S. 441.

79 Max Weber: Bismarcks Außenpolitik und die Gegenwart [1915], MWG I/15, S. 71–92, 89.

80 Max Weber: Bayern und die Parlamentarisierung im Reich [1917], MWG I/15, S. 327–338, 334; Deutschland unter den europäischen Weltmächten [1916], ebd. S. 161–194, 167.

81 Vgl. Marcks, Einleitung, S. CXI.

82 Vgl. Max Weber an Max Weber sen., Brief vom 15./16.3.1885, MWG II/1, S. 493.

83 Vgl. Marcks, Einleitung, S. CXVIII.

84 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 8./10.11.1884, MWG II/1, S. 471.

85 Ebd.

die kulturfeindlichen Mächte des Ultramontanismus und Jesuitismus“ ebenfalls Herzenssache war.⁸⁶ Als Bismarck im März 1887 vor dem preußischen Herrenhaus die Kulturkampfgesetzgebung für einen Irrtum erklärte und die entsprechenden Maßnahmen revidiert wurden⁸⁷, bezeichnete Weber den dadurch erreichten „sang- und klanglosen Frieden“ als „traurig“. Die Regierung habe ihr eigenes Handeln wie auch dasjenige des Liberalismus diskreditiert, indem sie für ihr Vorgehen nur politische und nicht auch moralische Gründe in Anspruch genommen habe, womit sie zugleich verhindert habe, daß der Kampf jemals wieder so aufgenommen werden könne, „wie er aufgenommen werden muß, wenn er zum Siege führen soll.“⁸⁸ Das Ergebnis, wird er 30 Jahre später hinzufügen, sei eine „schwere Niederlage der Staatsautorität“ gewesen, die dadurch verstärkt wurde, daß Bismarck infolge seines Bruches mit dem Liberalismus in dauernde Abhängigkeit vom Zentrum geraten sei, „einer auf *außer*parlamentarische, für ihn unangreifbare, Machtmittel sich stützenden Partei, [...] deren tödlicher Haß gegen ihn trotzdem bis an seinen Tod währte.“⁸⁹

Wenn es nach der ‚äußeren Reichsgründung‘ mit der ‚inneren‘ so wenig vorankam, wie Weber in seiner Antrittsrede von 1895 resümierte⁹⁰, so lag dies aus der Perspektive von Onkel und Neffe nicht allein an Bismarck. Es lag auch und womöglich sogar primär am Versagen des Liberalismus, an seinem mangelnden Durchsetzungswillen und nicht zuletzt seiner Spaltung in einen rechten und einen linken Flügel. Hielt Baumgarten dem Rechtsliberalismus, wie er in extremer Form vor allem von Treitschke repräsentiert wurde, seine ‚ultrapreußische Manier‘ vor, dem Linksliberalismus dagegen seine Neigung zur Demokratie, die auf eine Kapitulation vor dem dreiköpfigen Ungeheuer des Ultramontanismus, des Sozialismus und des Imperialismus (im Sinne des Cäsarismus bzw. Bonapartismus) hinauslaufe⁹¹, so deckte sich dies weitgehend mit den Einwänden, die Max Weber gegen beide Richtungen vorzubringen hatte. Wohl hatte er noch einige Hoffnung, daß die Nationalliberalen „künftig doch hoffentlich einmal wieder zu einer andren Rolle bestimmt“ sein würden, doch fiel die Bilanz für die Gegenwart um so deprimierender aus.⁹² Ihre Vertretung im Reichstag erschien ihm als schlechterdings leistungsunfähig, ihre Führung eine Ansammlung ‚vollendetster Nullen‘. An die histori-

86 Marcks, Einleitung, S. CX; Roth, Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte, S. 386.

87 Vgl. Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 4: Struktur und Krisen des Kaiserreichs, Stuttgart etc. 1994², S. 803. Vgl. auch Karl-Egon Lönne: Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1986, S. 166 f.

88 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 25./27.4.1887, MWG II/2, S. 72. Vgl. Kaube, Max Weber, S. 139 f.

89 Weber, Parlament und Regierung, MWG I/15, S. 447, 446. Vgl. Hartmann Tyrell: Max Weber, Bismarck und der Kulturkampf, in: Krech und Tyrell (Hrsg.), Religionssoziologie um 1900, S. 365–377.

90 Vgl. Max Weber: Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik [1895], MWG I/4.2, S. 543–574, 567.

91 Vgl. Baumgarten, Treitschke's Deutsche Geschichte, S. 40; Römische Triumphe, S. 518; Zur Beurtheilung der französischen Revolution, S. 330.

92 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 8.10./11.1884, MWG II/I, S. 475. Zum folgenden auch den Brief vom 15./16.3.1885, ebd., S. 490 f.

schen Verdienste dieser Partei erinnere sich niemand mehr, in die unteren Gliederungen strömten derart viele antisemitische Elemente ein, daß die Sache des Liberalismus bald nur noch vom linken Flügel, der Deutsch-Freisinnigen Partei, vertreten werde.⁹³ Deren „Fähigkeit zu einer positiven Politik“ aber sei fortschreitend im Abnehmen begriffen, wie sich an ihrer ablehnenden Stellungnahme „zu den deutschen Unternehmungen in Afrika“, aber auch an ihrer destruktiven Haltung auf steuerpolitischem Gebiet zeige – für Weber eine unglaubliche Kompromittierung des Liberalismus.⁹⁴ Die politische Zurechnungsfähigkeit der Kreise um Eugen Richter und Heinrich Rickert sei niederschmetternd, der Gedanke, „daß diese Leute einmal dazu berufen sein könnten, Bismarcks Platz auszufüllen“, beängstigend.⁹⁵

„Und das ist tief bedauerlich, denn einerseits ist höchstwahrscheinlich, daß bei den Wahlen diese Richtung wieder an Terrain gewinnt, andererseits muß der Gedanke an eine dereinstige positive Politik gemeinsam mit diesen Leuten völlig aufgegeben werden und damit ist die Spaltung des Liberalismus und das Schauspiel, daß derselbe von schablonenhaften fanatisierten Demagogen einerseits und von blinden Bismarckianern andererseits compromittiert [sic] wird, verewigt, während man hoffen mußte, daß mit der Zeit ein Teil der früher vereinigten Elemente von hinter her den Rückweg zu einer positiven Mitarbeit finden würden.“⁹⁶

Wenngleich Weber die aus Straßburg herübertönenden Kassandrarufo mitunter abschwächen zu müssen glaubte⁹⁷, seine eigenen Bestandsaufnahmen fielen doch in vieler Hinsicht nicht optimistischer aus. Die liberalen Parteien erschienen ihm desorganisiert und tief zerstritten, und dabei sei der tiefste Punkt ihres Zerfalls noch nicht erreicht.⁹⁸ Es sei daher zu befürchten, „daß die Parteiverhältnisse schließlich sich so gestalten werden, daß radicale Parteien von rechts und links, abwechselnd im Bunde mit dem Centrum, die deutsche Politik in die Hand bekommen.“⁹⁹ Seine Berliner Altersgenossen sah er dem Einfluß eines antisemitischen Fanatikers wie Stoecker erliegen und in blinde „Anbetung der militaristischen und sonstigen Rücksichtslosigkeit“ verfallen.¹⁰⁰ Mit Blick auf den Kronprinzen sprach er von dessen „feudalen Neigungen“ und „wirklich reactionären Tendenzen“, die er bald nach dessen Thronbesteigung als solche „boulangi-

93 Vgl. Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 14./16.7.1885, MWG II/1, S. 524 ff.

94 Ebd., S. 525; Max Weber an Hermann Baumgarten, Briefe vom 8./10.11.1884, MWG II/1, S. 474; 29.6.1887, MWG II/2, S. 92. Zur Ablehnung der Kolonialpolitik bei den Linksliberalen, insbesondere Eugen Richter, vgl. Hans-Ulrich Wehler: Bismarck und der Imperialismus, Frankfurt am Main 1984, S. 174, 290, 323 f., 352.

95 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 14./16.7.1885, MWG II/1, S. 526.

96 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 30.4.1888, MWG II/2, S. 155.

97 Ebd., S. 152.

98 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 31.12.1889, MWG II/2, S. 213.

99 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 30.4.1888, MWG II/2, S. 155.

100 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 14./16.7.1885, MWG II/1, S. 521 f.; Brief vom 25./27.4.1887, MWG II/2, S. 70.

stisch-bonapartistische[r] Art“ qualifizierte.¹⁰¹ Wilhelm II., hieß es später, behandle die Politik „lediglich unter den Gesichtspunkten eines originellen Lieutenants.“ Energische Pflichterfüllung könne man ihm nicht abstreiten, „aber die dazwischen einlaufenden Querköpfigkeiten und das unheimliche Machtgefühl, welches ihn beseelt, bringt eine solche unerhörte Desorganisation in die höchsten Instanzen, daß deren Rückwirkung auf die Verwaltung als Ganzes wohl nicht ausbleiben kann.“ Da sei die Existenz der Sozialdemokratie und vor allem die Angst vor ihr nachgerade ein Glück, „denn ohne sie wären uns die wütesten Parteikämpfe wohl sicher.“¹⁰²

Konnte Weber für Botschaften dieser Art in Straßburg auf Zustimmung rechnen, so dürfte dies jedoch bei den Mitteilungen nicht mehr der Fall gewesen sein, in denen er vorsichtig eine Neuorientierung andeutete. Im September 1887, als er bereits einige Zeit in Berlin als Rechtsreferendar tätig war, berichtete er von seiner gelegentlichen Teilnahme an einer Gesellschaft junger Nationalökonomien, die „in erster Linie Manchesterfeindlich“ eingestellt sei.¹⁰³ Auf diesen Kreis – vermutlich die „kleine staatswissenschaftliche Gesellschaft“, auf die noch zurückzukommen sein wird – dürfte sich die gut ein halbes Jahr später nachgereichte Information beziehen, es handle sich um Ökonomen und Sozialpolitiker, „welche den Antisemitismus und die verwandten Auswüchse der letzten Jahre abgeschüttelt haben, auf einem wesentlich andren Boden stehen, als der Nationalliberalismus der 70er Jahre, aber auf einem ebensowenig wie dieser von Ständesgelüsten, hochkirchlichen Tendenzen durchtränkten, und welche von dem Verdacht des Strebertums oder sonstiger nicht sachlicher Rücksichten völlig frei sind, kurz, denen ich nicht in der Lage bin, geistige Freiheit abzusprechen.“ Ausgehend von der unlegbaren Tatsache, daß der alte Liberalismus die sozialen Aufgaben des Staates zu stark vernachlässigt habe, einig in der Überzeugung, daß auch heute noch die Liberalen der sozialen Gesetzgebung „mit einem, oft sicher an sich berechtigten, aber fast nur passiven Misstrauen“ begegneten, anstatt einzugreifen und „die wirklich erheblichen Bedenken durch Umgestaltung abzustellen“, halte man in diesem Kreis „das Einschreiten des Staates in der sogenannten sozialen Frage“ für wesentlicher, „als Andren“ (zwischen den Zeilen zu lesen: auch Hermann Baumgarten) „gerechtfertigt erscheinen wird.“ Zwar neige diese „Schule“, wenn man sie so nennen soll“, zu einer Unterschätzung der gesetzgeberischen Arbeit des vergangenen Jahrzehnts und gleichzeitig zu einer Überschätzung der Bürokratie, doch werde sich dies mildern, so daß „ein Einverständnis in vielen Dingen [...] unschwer zu erreichen“ sei.¹⁰⁴

Was sich hier ankündigte, war kein Wechsel zu dem, was Weber später als ‚patriarchale Wohlfahrtspflege‘ bezeichnen und kritisieren wird.¹⁰⁵ Aber es war auch nicht das

101 Max Weber an Hermann Baumgarten, Briefe vom 13.3.1888, 30.4.1888 und 31.12.1889, MWG II/2, S. 149, 153, 213.

102 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 28.4.1892, MWG II/2, S. 268 f.

103 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 30.9.1887, MWG II/2, S. 125.

104 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 30.4.1888, MWG II/2, S. 156 f.

105 Vgl. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Recht*, MWG I/22–3, S. 566.

Pronunciamento einer grundsätzlichen „Opposition zum deutschen Sozialstaat“.¹⁰⁶ Weber hat wohl die Form abgelehnt, die Bismarck und seine Nachfolger der Intervention des Staates in die „Gesellschaft“ verliehen, weil durch sie einseitig der Staat ermächtigt und gleichzeitig eine energische „sachliche[n] Interessenvertretung der Arbeiterschaft“ durch Gewerkschaften blockiert werde.¹⁰⁷ Das richtete sich jedoch nicht gegen das System der sozialen Sicherung als solches, „die Kranken-, die Unfalls-, die Alters- und Invalidenrente“, die vom Arbeiter als ein ihm zustehendes Recht beansprucht würden.¹⁰⁸ Es richtete sich gegen eine Sozialpolitik, die statt auf die „soziale *Einigung* der Nation“ auf die Verfestigung autoritärer Strukturen zielte und dabei die Garantien verweigerte, die nötig seien „für die *Erhaltung* der physischen und psychischen Lebenskraft und für die Möglichkeit sachlicher und selbstbewußter *Interessenvertretung der Gesunden und Starken*“.¹⁰⁹ Und es richtete sich schließlich auch, wenngleich mit erheblicher zeitlicher Verspätung, gegen das preußische Wahlrecht, dem Weber vorwarf, eine „ins Ungeheure gewachsene Plutokratie“ zu stützen.¹¹⁰ Vom Altliberalismus eines Hermann Baumgarten, dem die Trennung von Staat und Gesellschaft sakrosankt und die Demokratie anathema war, hatte er damit endgültig Abschied genommen.

III.

Über der Bestärkung, die Webers antikatholische Tendenzen in Straßburg erfuhren¹¹¹, sollte nicht übersehen werden, daß die dort gepflegte Sicht der neueren Religions- bzw. Konfessionsgeschichte ihn auch dazu geführt haben mag, die Unterschiede innerhalb des Protestantismus genauer zu beachten. Die Würdigung von Luthers Tat als der „tiefste[n] Offenbarung deutschen Wesens“ hinderte Baumgarten nicht, die Schuld am Niedergang Deutschlands im 16. Jahrhundert dem „bornirten Luthertum[s]“ anzulasten, „seiner mönchischen Weltentsagung, seiner pfäffischen Zanksucht, seiner ganz römischen Unduldsamkeit und seiner absoluten Unfähigkeit, die großen Aufgaben des Staatslebens zu erfassen.“¹¹² Und wenn er später die neu gewonnene Macht der Jesuiten

106 Horst Baier: „Vater Sozialstaat“. Max Webers Widerspruch zur Wohlfahrtspatronage, in: Christian Gneuss und Jürgen Kocka (Hrsg.), Max Weber. Ein Symposium, München 1988, S. 47–64, 55. Vgl. Langewiesche, Liberalismus in Deutschland, S. 95.

107 Vgl. Weber, Parlament und Regierung, MWG I/15, S. 447.

108 Vgl. Max Weber: Zur Rechtfertigung Göhres [1892], MWG I/4.1, S. 108–119, 114.

109 Weber, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik, MWG I/4.2, S. 572; Parlament und Regierung, MWG I/15, S. 448.

110 Max Weber: Ein Wahlrechtsnotgesetz des Reichs [1917], MWG I/15, S. 217–221, 219.

111 Zu diesen Tendenzen vgl. näher: Hartmann Tyrell: Katholizismus und katholische Kirche, in: Lehmann und Ouedraogo (Hrsg.), Max Webers Religionssoziologie in interkultureller Perspektive, S. 193–228. Vgl. auch Silke Schmitt: Max Webers Verständnis des Katholizismus. Eine werkbiographische Analyse. Nebst einem Exkurs über Max Webers Romaufenthalte. Deutsches Historisches Institut in Rom 2012.

112 Baumgarten, Wie wir wieder ein Volk geworden sind, S. 7, 18.

im Reich beklagte, so nicht ohne dies auf eine Erkrankung der Volksseele zurückzuführen, die in erheblichen Teilen zu Lasten der Selbstverleugnung des deutschen Protestantismus gehe.¹¹³

Worin bestand dessen Defizit? Im Kern: in der Abwendung von den „Dinge[n] dieser realen Welt“, von „aller politischen Denk- und Gefühlsweise“. Durch sie sei „die dem Handeln zugekehrte Seite unserer Natur“ vernachlässigt worden.¹¹⁴ Anders als in England, den Niederlanden oder den skandinavischen Reichen, wo die Reformation den Effekt gehabt habe, das „Staatswesen scharf und fest abzuschließen und zusammenzufassen“ und die religiöse Arbeit mit der politischen zu verbinden, habe sie im lutherischen Deutschland ihre Anhänger bestärkt, die Hände in den Schoß zu legen und sich auf das eigene Seelenheil zu konzentrieren.¹¹⁵ Mehr noch: anstatt die protestantischen Brüder in deren Kampf zu unterstützen, hätten sie mit Rom sympathisiert, die Calvinisten für viel gefährlichere Gegner des rechten Glaubens gehalten als die Katholiken und dadurch erst die Gegenreformation ermutigt, die unausweichlich in den 30jährigen Krieg mündete.¹¹⁶ Von hier bis zum späteren Bekenntnis seines Neffen, das Luthertum sei für ihn „in seinen *historischen* Erscheinungsformen der schrecklichste der Schrecken“, ist es nicht weit.¹¹⁷

Freilich: allzu tief ließ sich Baumgarten auf die hier angedeuteten Unterschiede zwischen Luthertum und Calvinismus nicht ein. Als er in den 80er Jahren mit seiner großen Monographie über Karl V. und seine Epoche begann, in die nicht nur das Wirken Luthers und Zwinglis, sondern auch dasjenige Calvins fällt, ging er nur auf die beiden ersteren ein, und auch dies nur, soweit ihre Lehren Auswirkungen auf das politische Geschehen hatten.¹¹⁸ Seine Aufmerksamkeit wurde vollständig von den außenpolitischen Rahmenbedingungen in Anspruch genommen, die Karl V., diesen „Schicksalsmann der modernen Welt in ihrer Geburtsstunde“¹¹⁹, an der „Ausrottung“ des Protestantismus hinderten – den Konflikten mit Frankreich, dem Sultan und der Kurie –, die andererseits aber den Protestantismus von der ihm zugeschriebenen nationalen Aufgabe ablenkten

113 Vgl. Baumgarten, Ignatius von Loyola, S. 502.

114 Baumgarten, Der deutsche Liberalismus, S. 25, 27, 29.

115 Ebd., S. 25.

116 Vgl. Baumgarten, Römische Triumphe, S. 517 f.

117 Max Weber an Adolf Harnack, Brief vom 5.2.1906, MWG II/5, S. 32. Zu Webers Sicht des Luthertums vgl. Hartmut Lehmann: Max Webers Lutherinterpretation, in: ders., Max Webers ‚Protestantische Ethik‘, S. 30–41; Sabine Holtz: Staat, Gesellschaft und Luthertum bei Max Weber, in: Lehmann und Ouédraogo (Hrsg.), Max Webers Religionssoziologie in interkultureller Perspektive, S. 174–192; Peter Ghosh: The Lutheran Roots of the ‚Protestant Ethic‘: Max Weber and the Church Historians, in: ders., Max Weber in Context, S. 251–300.

118 Vgl. Baumgarten, Geschichte Karls V., Bd. 3, S. 11 f., 79 ff. In diesem Zusammenhang wurde die sonst vorgetragene Lutherkritik wieder relativiert, schrieb Baumgarten doch dem deutschen Reformator das Verdienst zu, die Welt von der Kirche emanzipiert und ihr ihren „vollen Wert“ zurückgegeben zu haben, darunter auch und gerade: dem Staat: Vgl. Bd. 1, S. 335 f. Im Widerspruch dazu heißt es an anderer Stelle: „Für Luther gab es ja eigentlich niemals politische Fragen“ (Bd. 3, S. 15).

119 Baumgarten, Geschichte Karls V., Bd. 2.2, S. 386.

und ihn dazu brachten, beim ständischen Partikularismus, ja sogar bei ausländischen Mächten (allen voran: Frankreich) Anlehnung zu suchen, um den Preis einer „bedenkliche[n] Verkümmern des nationalen Lebens“.¹²⁰ Kirchlichen und theologischen Aspekten konnte unter diesen Voraussetzungen nur „mit kurzen Andeutungen“ nachgegangen werden, wie Baumgarten ausdrücklich einräumte.¹²¹ Selbst sein umfangreiches Werk über die Bartholomäusnacht ließ die dogmatischen Gegensätze zwischen Hugenotten und Katholiken ganz außer acht und konzentrierte sich wie in einem Kriminalfall auf die Frage der Schuld Katharinas von Medici an dem Massaker.¹²² Für eine nähere Beschäftigung mit dem Calvinismus, zu dem zu dieser Zeit bereits eine beachtliche Literatur vorlag¹²³, hat Baumgarten nicht mehr die Zeit gefunden.

Vom Tisch war damit das Thema in Straßburg freilich nicht. Sein Schüler Erich Marcks (1861–1938), der mütterlicherseits von einer magdeburgischen Hugenottenfamilie abstammte und bald in Baumgarten seinen ‚zweiten Vater‘ sah¹²⁴, nahm früh dessen Anregungen auf und vertiefte sie.¹²⁵ Obwohl zunächst eher an Fragen der alten Geschichte interessiert – seine 1884 bei Heinrich Nissen geschriebene Dissertation befaßte sich mit der Überlieferung des römischen Bundesgenossenkrieges 91–89 v. Chr. –, wandte er sich unter dem Einfluß Baumgartens dem 16. Jahrhundert zu und publizierte mehrere einschlägige Arbeiten über diese Zeit: neben einer Studie über die Zusammenkunft von Bayonne (1565) vor allem eine Monographie über den Führer der Hugenottenpartei, Gaspard de Coligny (1519–1572).¹²⁶

In diesem Buch setzte sich Marcks, darin deutlich über seinen Lehrer hinausgehend, zur Aufgabe, „mit dem Leben des größten Hugenotten zugleich die politische, soziale, religiöse Geschichte des Hugenottentumes bis zur Bartholomäusnacht, in einer möglichst organischen Auffassung, zu entwickeln“.¹²⁷ Aus ungeklärten Gründen gedieh das Vorhaben nicht über den ersten Band hinaus, der nur bis zum Tod Franz II. (1560) reicht und damit die folgenden Jahre bis zur Bartholomäusnacht von 1572 nicht mehr umfaßt. Statt der angestrebten ‚organischen Auffassung‘ bot das Buch auch eher ein Aggregat im Sinne Kants, ein Nebeneinander empirischer Informationen über verschiedene Handlungsfelder. Widmeten sich die ersten drei Kapitel in herkömmlicher Manier

120 Vgl. Hermann Baumgarten: Karl V. und die deutsche Reformation. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Heft XXVII, Halle 1889, S. 66, 85 f.

121 Baumgarten, Geschichte Karls V., Bd. 3, S. XII.

122 Vgl. Hermann Baumgarten: Vor der Bartholomäusnacht, Straßburg 1882.

123 Vgl. weiter unten, S. 27.

124 Vgl. Krill, Die Rankerennaissance, S. 47.

125 Vgl. Nordalm, Historismus und moderne Welt, S. 14, 132.

126 Vgl. Erich Marcks: Die Zusammenkunft von Bayonne. Das französische Staatsleben und Spanien in den Jahren 1563–1567, Straßburg 1889; Gaspard von Coligny. Sein Leben und das Frankreich seiner Zeit, Stuttgart 1892. Vgl. auch die kleineren Studien wie den Habilitationsvortrag von 1887 über „Coligny und die Ermordung Franz von Guises“ und den Vortrag vor der Generalversammlung des Deutschen Hugenottenvereins in Berlin von 1892, „Gaspard von Coligny“, beide in Erich Marcks: Männer und Zeiten, 2 Bde., Bd. 1, Leipzig 1911, S. 67–84 bzw. 47–66.

127 Marcks, Coligny, S. VI.

der politischen und militärischen Ereignisgeschichte, die Marcks durch den „Zug zum Absolutismus“, zur „Staatshoheit“ im Sinn der römischen Tradition und der Souveränitätsdoktrin Bodins bestimmt sah und ganz auf der Linie Tocquevilles als Fortschritt der „einebnende[n] Gleichheit“ auch auf wirtschaftlichem, sozialem und geistigem Gebiet deutete¹²⁸, so behandelten die folgenden zwei die Gliederung von Staat und Gesellschaft (Königtum, Adel und Landvolk, Bürgertum und Städte) sowie die Entwicklung des Calvinismus in Frankreich, um im letzten Kapitel wieder zur Ereignisgeschichte unter der Regierung Franz II. zurückzuführen.

Mit Blick auf Max Weber sind hier vor allem die Ausführungen zur „geistliche[n] Revolution des 16. Jahrhunderts“ von Interesse.¹²⁹ Deren Ursprünge lokalisierte Marcks zwar in „Luthers That“, sah diese aber durch das Werk des Franzosen Calvin zu einer „eigenen nationalen Form evangelischen Glaubens und Lebens“ umgewandelt, die ihr weit über Frankreich bzw. Genf hinaus zur Weltgeltung verholfen habe.¹³⁰ Im Unterschied zu der „aus der warmen Kraft des Gemütes“ geborenen Lehre Luthers, sei diejenige Calvins hervorgegangen „aus der des heißen, treibenden Willens, des kalt folgerichtigen Verstandes: jener eigentümlichen Art der auf die That gerichteten, scharfen Logik des Denkens, welche die eine Seite des französischen Charakters bildet und die französische Geschichte erfüllt“. Das habe ihr den scharfen Gegensatz gegen Dämonenglaube und Zauberei verliehen, die Entschiedenheit, mit der sie „jedes Symbol der römischen Priesterkirche“ tilgte und „alle Ueberlieferung von anderthalb Jahrtausenden kirchlicher Entwicklung“ abwies.¹³¹ Zugleich habe es sie in der Nähe des Judentums und des Alten Testaments gerückt, dem Calvin seine Vorstellungen von Gott und vom Gottesvolk entlehnt habe:

„Die herbe Majestät des Jehova teilt sich dem Calvinismus mit, Strenge und Schärfe gegen die Feinde und die Uebertreter, leidenschaftlicher Zorn und stählerne Kampfeslust, und das unaussrottbare Gefühl der Einheit des Gottesvolks. Die Gesamtheit, fest geschlossen, steht über dem einzelnen, umfaßt ihn, gebietet ihm, regelt sein Leben, weist ihm die Richtung seiner Kräfte: der Ratschluß des Herrn und die Gemeinde, nicht so die Einzelseele, sind die Leitsterne Calvins.“¹³²

Als Kern dieser neuen Lehre bestimmte Marcks das in Calvins ersten Texten nur rudimentär formulierte, in späteren Fassungen seines Hauptwerkes (der *Institutio christianae religionis*) aber in aller Schärfe entwickelte Dogma der Prädestination, demzufolge Gott „in der schrankenlosen Fülle seiner Majestät“ auf eine für den Menschengestalt unvorstellbare Weise, schon vor dem Sündenfall die Menschheit in Erwählte und Verworfene

128 Ebd., S. 182, 184, 188. Zu Tocqueville vgl. S. 201, 246. Marcks beließ es übrigens, wie hier nur am Rande vermerkt sei, nicht bei der Deutung, sondern nahm eine klare Wertung vor, indem er dem „Recht dieses wirkenden Fürstentums“ ausdrücklich bescheinigte, es sei „das bessere“ gegenüber den zentrifugalen Kräften des Adels und der Landstände: ebd., S. 190; vgl. S. 253 f.

129 Ebd., S. 256.

130 Ebd., S. 275, 281; vgl. S. 306.

131 Ebd., S. 296. Zur Rolle von Zauberei und Magie im vorreformatorischen Frankreich vgl. ebd., S. 269.

132 Ebd., S. 295.

geschieden habe.¹³³ „Die Verworfenen sind Gefäße der gerechten göttlichen Strafe, die Erwählten solche der göttlichen Barmherzigkeit. Die Gnade, die ihnen zuteil wird, steht vor dem Glauben; doch ergreifen jene sie durch Glauben. Wahrer Glaube eignet nur ihnen, die Verworfenen bleiben blind.“¹³⁴ Wer aber zu den einen und wer zu den anderen gehöre, wisse allein Gott – eine Lehre, die Marcks nicht anders als später Max Weber als schlechterdings furchtbar, als Quelle fortdauernder ‚innerer Angst‘ bezeichnet.¹³⁵

Bewältigt wird die aus der Unsicherheit über den Gnadenstand entspringende Angst auf zwei verschiedenen Wegen, durch die Calvin das Dogma mit der Sittenlehre verknüpft. Zum einen durch sittliches Handeln in der Welt, im Alltag. Indem die hier vollbrachten guten Werke notwendig als Früchte des Glaubens und der Gnade gefaßt werden, bietet „die sittliche Leistung eine Art von Gewähr für den Besitz der Gnade“ und wirkt damit beruhigend.¹³⁶ Das weltliche Leben, vor dem das Mönchtum in die Klöster floh, kann so zum Gegenstand permanenter ‚Heiligung‘ werden, zum eigentlichen Ort, in dem die Erwählung erfahrbar wird. Das gilt nicht zuletzt für den Beruf, „in dessen Sonderkreise der Christ die allgemeine sittliche Aufgabe zu lösen hat“. Er wird für den Calvinisten zum „Gottesdienst“, zu einer Aktivität, die sich als „völlige, wuchtige Hingabe der Persönlichkeit in die Sache hinein“ präsentiert – auch dies ein Präludium zu Max Weber, der später den besonderen Beitrag des asketischen Protestantismus in der Förderung des Geistes der Versachlichung sehen wird.¹³⁷

Der andere Weg ergibt sich aus der Verdoppelung des Kirchenbegriffs. Nach der unsichtbaren Seite die „Gemeinschaft der Erwählten“, besteht die Kirche nach der sichtbaren Seite auch aus Verworfenen, wie dies unter dem „Fluch irdischer Gestaltungen“ nicht anders vorstellbar ist. Aus diesem Widerspruch folgt die „Notwendigkeit der Kirchenzucht“, der permanenten Kontrolle des Lebenswandels der Mitglieder und die Aufgabe, die als solche erkennbaren Unreinen aus der Kirche auszustoßen.¹³⁸ Dazu bedarf es der „unablässige[n] Aufsicht über Rechtgläubigkeit, Kirchlichkeit, Sittlichkeit aller Einwohner“, die wiederum eine entsprechende Organisation verlangt: im Genf Calvins einer „Theokratie“, die wohl formell die „Wege der Kirche und des Staates“ unterscheidet, de facto indessen die Führerschaft der Geistlichkeit zuweist.¹³⁹ „Wie dürfte es anders sein? vom Bibelworte geht dieser Staat aus, Gott ist sein Herr, und dessen Gebot erläutert ihm der Prophet, Johann Calvin. Der ist die Seele der Pastorengenosenschaft wie des Konsistoriums, der höchste Richter in allen geistlichen Dingen – somit im Wichtigsten überhaupt. Die Theokratie, unkatholisch durchaus, aber theokratisch bis auf den Grund, herrscht durch ihn in Genf.“¹⁴⁰

133 Ebd., S. 291.

134 Ebd., S. 292.

135 Vgl. ebd., S. 294.

136 Ebd.

137 Ebd., S. 295, 301. Vgl. Schluchter, Die Entstehung des modernen Rationalismus, S. 301.

138 Marcks, Coligny, S. 294.

139 Ebd., S. 298, 303 f.

140 Ebd., S. 304.

Nun war Genf ein Stadtstaat, in dem sich der theokratische Impuls des Calvinismus mit einer aristokratisch-ständischen Verfassung in Gestalt verschiedener Räte arrangieren mußte. Ganz andere Bedingungen fand er in einem Flächenstaat wie Frankreich vor, den die Zucht Calvins nicht so allmächtig umklammern konnte, wie dies im engen Rahmen einer Stadt möglich war; und dies um so weniger, als es hier absolutistische und cäsaropapistische Bestrebungen waren, die im Widerstreit mit der „Aristokratie der Parlamente und des hohen Beamtentums“ lagen.¹⁴¹ Das ist hier nicht im einzelnen zu verfolgen.¹⁴² Die Feststellung muß genügen, daß Marcks zu keiner konsistenten Sicht gelangte. Begrüßte er auf der einen Seite die mit Coligny gegebene Chance, „Königtum und Calvinismus zu vereinen“ und damit in Frankreich eine Entwicklung wie in den Niederlanden einzuleiten, wo die calvinistischen Kirchen „die Hauptorgane des monarchischen Oranierturns“ geworden seien¹⁴³, so mußte er auf der anderen Seite zugeben, daß es erst die Niederwerfung der Hugenotten war, die die Macht der Monarchie auf eine stabile Grundlage stellte. Das aber hieß nichts anderes, als den Absolutismus zu bejahen, soweit er sich mit calvinistischen Bestrebungen verband, und ihn zu perhorreszieren, wenn dies unter katholischem Vorzeichen geschah – als hätte der Absolutismus nicht gerade auch in Staaten, die sich zum reformierten Protestantismus bekannten, dem „Dämon der schrankenlosen Einheit“ gehuldigt und die Kirchenzucht zur Sozialdisziplinierung erweitert.¹⁴⁴

Hermann Baumgarten kritisierte am Werk seines Schülers die Abschnitte, die über die reine Ereignisgeschichte hinausgingen, sich mit den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen Frankreichs befaßten und die Krone als „Leiterin auch der Entwicklung der Gesellschaft“ zeigten – Passagen, in denen sich niederschlug, was Marcks in Berlin

141 Ebd., S. 228; Vgl. S. 323.

142 Ob der Calvinismus mehr in die eine oder mehr in die andere Richtung tendierte, hing nach Marcks nicht von ihm selbst, sondern von seinem Umfeld ab. Seine Synodalverfassung mochte zwar in die letztere verweisen. „Aber der Uebergang dieser Kirche in königliche Hände, mitsamt den mancherlei unberechenbaren Verschiebungen, die er im Gefolge gehabt hätte, war doch nicht von vornherein ausgeschlossen“; von bewußter ständischer Tendenz sei der französische Calvinismus jedenfalls 1559 bei seiner ersten Gestaltung noch völlig frei gewesen. „Für die Stellung des Calvinismus zur Krone konnte maßgebend erst die Stellung der Krone zum Calvinismus werden. Wie diese zweite sein würde, darum eben ist in Frankreich, und zwar gerade von Gaspard von Coligny der Kampf der Zukunft gekämpft worden“: Marcks, Coligny, S. 344 f. Das wird, mit etwas anderer Akzentsetzung, auch heute noch so gesehen. Betonen die einen vor allem die proabsolutistischen Tendenzen im hugenottischen Lager (Hartmut Kretzer: Calvinismus und französische Monarchie im 17. Jahrhundert. Zur politischen Lehre der Hugenotten im *siècle classique*, in: Martin Brecht u.a. (Hrsg.), *Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus* 6, 1980, S. 115–132), so die anderen die Bedeutung partikularer und ständischer Elemente (Klaus Malettke: Hugenotten und monarchischer Absolutismus in Frankreich, in: *Francia* 15, 1987, S. 299–319).

143 Marcks, Gaspard von Coligny, S. 62; vgl. Coligny, S. 344.

144 Marcks, Gaspard von Coligny, S. 64. Vgl. Jan Rohls: *Zwischen Bildersturm und Kapitalismus. Der Beitrag des reformierten Protestantismus zur Kulturgeschichte Europas*, Wuppertal 1999, S. 28 ff.

von Schmoller gelernt hatte.¹⁴⁵ Max Weber dagegen, nur drei Jahre jünger als Marcks und mit diesem nicht nur über Baumgarten, sondern auch über manche gemeinsamen literarischen und künstlerischen Interessen verbunden, äußerte sich uneingeschränkt zustimmend.¹⁴⁶ Ob er den Autor bereits während seines Straßburger Jahres in Baumgartens Seminar persönlich kennen gelernt hat, geht aus seinen Briefen nicht hervor, doch hätte immerhin die Möglichkeit bestanden, da Marcks 1883 dort promovierte und im folgenden Jahr bei Baumgarten mit seiner Habilitationsschrift über die Zusammenkunft von Bayonne begann, die freilich erst 1887 fertig gestellt und dann aus persönlichen Gründen in Berlin bei Treitschke eingereicht wurde, und dies, obwohl er in dessen Streit mit Baumgarten auf Seiten des letzteren stand und Treitschke eher für einen ‚Nationalpolitiker‘ als einen Historiker hielt.¹⁴⁷ Belegt ist ein persönlicher Kontakt erst seit Ende der 80er Jahre in Berlin, als Marcks dort als Privatdozent lehrte und Weber neben seiner Tätigkeit als Assessor an seiner Doktorarbeit über die italienischen Handelsgesellschaften des Mittelalters schrieb.¹⁴⁸ Nach den Erinnerungen von Hermann Schumacher

145 Marcks, Coligny, S. 189. Vgl. Nordalm, *Historismus und soziale Welt*, S. 169, 206. In einem Brief an Schmoller vom 18.12.1893 bekannte Marcks, in den Dingen, die Schmoller von Baumgarten (und damit von der liberalen Generation der Reichsgründungszeit) trennten, „wohl fast immer auf Ihrer Seite zu stehn“ (zit. n. ebd., S. 175). Sympathien für die absolutistische Wohlfahrtspolitik und den Bismarckschen „Staatssozialismus“ finden sich bei Marcks zwar schon seit Anfang der 80er Jahre, wurden aber zweifellos später durch Schmoller bestärkt. Vgl. ebd., S. 151 f., 159, 211, 242 f.; Jens Nordalm: *Vom Staatssozialismus zum Nationalsozialismus – Der Historiker Erich Marcks (1861–1938)*, in: Joachim Scholtyseck und Christoph Studt (Hrsg.), *Universitäten und Studenten im Dritten Reich*, Berlin 2008, S. 55–74, 57.

146 Vgl. Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 30.11.1892, MWG II/2, S. 291. Ob sich diese Zustimmung auf das Buch oder den zur gleichen Zeit erschienenen Aufsatz gleichen Titels bezog, ist allerdings unklar. – Zu den gemeinsamen literarischen und künstlerischen Interessen zählt das Faible für Conrad Ferdinand Meyer und Rembrandt. Marcks hat 1889 seinen in der *Historischen Zeitschrift* erschienenen Aufsatz über die Ermordung Franz von Guises an Conrad Ferdinand Meyer geschickt, den „Dichter des Zeitalters der Religionskämpfe“, und dessen wohlwollende Antwort stolz der späteren Druckfassung in *Männer und Zeiten* angehängt. Auch Weber hat Meyer sehr geschätzt, insbesondere dessen *Huttens letzte Tage*. Vgl. MWG I/7.1, S. 371 sowie 191; I/9, S. 127. In Heidelberg waren beide mit dem Rembrandtforscher Carl Neumann befreundet. Vgl. Nordalm, *Historismus und soziale Welt*, S. 118 f.; Radkau, Max Weber, S. 368.

147 Vgl. Nordalm, *Historismus und soziale Welt*, S. 163, 165, 186. Das hinderte Marcks allerdings nicht, Treitschke kurz nach dessen Tod als *Historiker* zu feiern: vgl. ders.: Heinrich von Treitschke [1896], in: *Männer und Zeiten*, Bd. 1, S. 275–289. Max Webers Einstellung war ähnlich ambivalent. So kritisierte er zwar den propagandistischen und agitatorischen Ton, den Treitschke in seiner Vorlesung über „Staat und Kirche“ anschlug, würdigte aber zugleich „das große und leidenschaftliche Streben des Mannes nach idealer Grundlage“ und meinte, manches aus seiner Vorlesung „mit nach Hause nehmen“ zu können: vgl. Max Weber an Hermann Baumgarten, Briefe vom 8./10.11.1884, MWG II/1, S. 473 und vom 25./27.4.1887, MWG II/2, S. 71. Näher hierzu Thomas Gerhards: *Von der europäischen Großmacht zur imperialen Weltmacht. Nationale Geschichtsschreibung und universalhistorische Probleme bei Heinrich von Treitschke und Max Weber*, in: Wagner und Härpfer (Hrsg.), *Max Webers vergessene Zeitgenossen*, S. 117–144.

148 Vgl. Nordalm, *Historismus und soziale Welt*, S. 159; Einleitung zu MWG II/2, S. 22 f., ferner Max Webers Briefe an Emmy und Hermann vom 14.7. und 31.12.1889, MWG II/2, S. 194 f., 213.

brachte Weber in die sogenannte ‚kleine staatswissenschaftliche Gesellschaft‘ hin und wieder auch Erich Marcks mit.¹⁴⁹ Der wiederum berichtete seinem Straßburger Lehrer voller Bewunderung über die ersten Arbeiten, mit denen sein Neffe damals hervortrat.¹⁵⁰

Als Marcks 1892 nach Freiburg berufen wurde, konnte er offenbar einiges tun, um Weber ebenfalls den Weg dorthin zu ebnet.¹⁵¹ Nach seinem Wechsel nach Heidelberg (1901) kreuzten sich die Wege erneut: von 1904 bis 1907 gehörten beide dem „Eranos“ an, einem Professorenkreis, der sich mit der ‚Weltgeltung der Religion und ihrer tiefen Verflochtenheit in alle Gebiete des geistigen Lebens‘ (Adolf Deißmann) befaßte.¹⁵² Marcks referierte dort am 31.7.1904 über Bismarcks religiöse Entwicklung bis 1848 und am 2.12.1906 über Chlodwig Hohenlohe. Max Weber sprach am 5.2.1905 über „Die protestantische Askese und das moderne Erwerbsleben“, am 23./25.2.1908 über „Kapitalismus im Altertum“. Mit Hans von Schubert war ein weiteres ehemaliges Mitglied des Baumgarten-Seminars mit von der Partie, mit dem Weber bereits seit seinem Straßburger Jahr bekannt war.¹⁵³

In die ersten Jahre des „Eranos“ fallen die beiden Studien über *Die Protestantische Ethik*, die Webers Weltruhm begründet haben. Die zweite, der Berufsidee des „asketischen Protestantismus“ gewidmete, befaßte sich ausführlich mit dem Calvinismus und seinen Nachwirkungen und bezog sich gleich zu Eingang auf den *Coligny* als dasjenige Werk, das neben der „grundlegenden Arbeit von Kampschulte wohl am besten [über Calvin und den Calvinismus]“ unterrichtete¹⁵⁴ – angesichts der zentralen Bedeutung, die Webers eigene Darstellung dem Prädestinationsgedanken zuwies, ein nicht weiter überraschendes Urteil, lag doch genau hierauf auch der Schwerpunkt des entsprechenden Abschnitts im *Coligny*. Mit zu dieser Hochschätzung mag das gleichlautende Urteil von Troeltsch beigetragen haben, der in seinen ab 1908 im *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* veröffentlichten Studien über *Die Soziallehren der christlichen Kirchen und*

149 Vgl. den Edit. Bericht in MWG I/4.2, S. 915.

150 Vgl. Nordalm, Historismus und soziale Welt, S. 14.

151 Vgl. die Hinweise der Hrsg. in MWG II/2, S. 321, 442, 448, 527.

152 Grundlegend zu diesem Kreis Treiber, Max Weber unter Anhängern des Altphilologen Hermann Usener, S. 29 ff., zu Marcks S. 36, 38 u.ö.

153 Vgl. ebd., S. 46, 175 sowie MWG II/1, S. 280, 287, 290.

154 Max Weber: Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus. II. Die Berufsidee des asketischen Protestantismus [1905], MWG I/9, S. 242–245, 247. In der Neufassung von 1920 heißt es etwas reservierter: „mit am besten“ (MWG I/18, S. 263). Max Weber schrieb diese Fassung in München, wo sich sein Lebensweg – nach Straßburg, Berlin, Freiburg und Heidelberg – zum fünften Mal mit demjenigen von Erich Marcks kreuzte, der dort seit 1913 lehrte. Auf den von Marcks gemeinsam mit Brentano eingebrachten Vorschlag wurde Weber zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt (Vgl. MWG II/10.2, S. 731, 750 f., 871). Beide scheinen auch an dessen großer Vorlesung im Wintersemester 1919/20 über universale Sozial- und Wirtschaftsgeschichte teilgenommen zu haben (vgl. den Edit. Bericht, MWG II/6, S. 54). Als Weber im Sommer 1920 starb, war er Gesprächsgegenstand zwischen Thomas Mann und Marcks, der als unmittelbarer Nachbar häufig im Hause Mann zu Gast war, wie einige Monate zuvor übrigens auch Weber selbst: vgl. Thomas Mann: Tagebücher 1918–1921, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main 1979, Einträge vom 28.12.1919 und 22.6.1920, S. 352, 448.

Gruppen ebenfalls mehrfach auf Marcks' Buch mit seiner „sehr feine[n] Charakteristik“ rekurrierte¹⁵⁵, gleichwohl gegenüber Weber auch andere Akzente setzte, betonte er doch stärker die Diskontinuität zwischen asketischem Protestantismus und moderner Kultur und die Bedingtheit des ersteren durch die allgemeine kulturelle Lage in Genf.¹⁵⁶ Auch Ernst Troeltsch beteiligte sich übrigens am Eranos-Kreis mit Vorträgen über den „Zusammenhang des Protestantismus mit dem Mittelalter“ (15.1.1905) und die „Soziallehren der alten Kirche“ (3.11.1907).¹⁵⁷

Mit ihrem Interesse an dem, was Weber später die Paradoxie der Wirkung gegenüber dem Wollen nannte, verfolgten beide Autoren eine andere Fragestellung als der Historiker Marcks, dem es eher um die Rankesche Frage nach dem ‚wie es eigentlich gewesen‘ ging. Sie verfügten darüber hinaus über ein breiteres kirchengeschichtliches Wissen, dem Alexander Schweizers Charakterisierung des Calvinismus als der ‚strengsten Protestation‘ wider alle ‚Kreaturvergötterung‘ ebenso geläufig war wie Matthias Schneckenburgers Abgrenzung des reformierten Bemühens um ‚Glaubensvergewisserung‘ vom ‚lutherischen Faktum der Glaubensgewißheit‘.¹⁵⁸ Doch auch wenn bestimmte Aspekte des Calvinismus wie der religiös begründete Aktivismus und Individualismus bei ihnen deutlicher hervortraten als bei Marcks, auch wenn sie neue Unterscheidungen wie die zwischen außerweltlicher und innerweltlicher Askese trafen und genauer zu zeigen vermochten, wie der Bewährungsgedanke als „Antrieb [...] zu einer systematischen, rationalen Gestaltung des ethischen Gesamtlebens“ fungiert¹⁵⁹ – in der starken Gewich-

155 Vgl. Ernst Troeltsch: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen [1912], in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 1, Darmstadt 2016, S. 609. Vgl. auch ebd., S. 657, 681, 713, 726. Daß diese Wertschätzung durchaus wechselseitig war, ja von Seiten Marcks' sogar noch übertroffen wurde, zeigt das nachgerade enthusiastische Gutachten, das Marcks 1909 im Zusammenhang mit einer möglichen Berufung von Troeltsch an die Berliner Universität erstattet hat. Es ist in voller Länge nachzulesen in der oben zitierten Studie von Treiber über den „Eranos“, S. 107 f.

156 Vgl. Troeltsch, Soziallehren, S. 666, 681, 691, 702. Ausführlicher hierzu Jan Rohls: Troeltsch, Le Calvinisme et la société moderne, in: Pierre Gisel (Hrsg.), Histoire et théologie chez Ernst Troeltsch, Genf 1992, S. 123–148; Roderich Barth: ‚Retter des Protestantismus‘. Der Calvinismus in der Sicht Ernst Troeltschs, in: Zeitschrift für Neuere Theologieggeschichte 17, 2010, S. 162–181.

157 Vgl. Treiber, Max Weber unter Anhängern des Altphilologen Hermann Usener, S. 172, 175.

158 Vgl. Martin Laube: „Innere Differenzen des religiösen Lebens“. Die Debatte um das Verhältnis von lutherischem und reformiertem Protestantismus im 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 108, 2011, S. 50–71, 58, 67. Vgl. Alexander Schweizer: Die Glaubenslehre der evangelisch-reformierten Kirche, dargestellt und aus den Quellen belegt, 2 Bde., Zürich 1844; Matthias Schneckenburger: Vergleichende Darstellung des lutherischen und reformierten Lehrbegriffs, hrsg. von Eduard Güder, 2 Bde., Stuttgart 1855. Zur zeitgenössischen Diskussion über den ‚asketischen Protestantismus‘ und ihrer Rezeption durch Max Weber vgl. Friedrich Wilhelm Graf: Die ‚kompetentesten‘ Gesprächspartner? Implizite theologische Werturteile in Max Webers ‚Protestantischer Ethik‘, in: Krech und Tyrell (Hrsg.), Religionssoziologie um 1900, S. 209–248, 225 ff.; Hubert Treiber: Zur Genese des Askesekonzepts bei Max Weber, in: Saeculum 50, 1999, S. 247–297; Peter Ghosh: Max Weber and German Theological Tradition: The Case of Matthias Schneckenburger, in: ders., A Historian Reads Max Weber. Essays in the History of German Ideas, S. 171–199.

159 Weber, Die protestantische Ethik, MWG I/9, S. 304; vgl. Troeltsch, Soziallehren, S. 618 f., 622.

tung, die sie der Prädestinationslehre für die Geschichte des asketischen Protestantismus zuschrieben, blieben sie Vorgaben von Marcks verpflichtet. Und das war, wie die neuere Forschung zeigen sollte, nicht nur ein Vorteil, wieweil diese Lehre doch schon im Puritanismus des 17. Jahrhunderts einem „Vorsehungsglauben, wonach sich der gnädige Gott aller rechtschaffenden Christen erbarmt und ihnen für den rechten Weg der Tugend positive oder negative Zeichen sendet“.¹⁶⁰ Aber damit ist ein Thema angesprochen, das zu verfolgen weit über die Straßburger Erbschaften hinausführen würde.

¹⁶⁰ Thomas Sokoll: Zwerge am Fuße des Riesen: Max Webers ‚Protestantische Ethik‘ und die historische Forschung, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 107, 2020, S. 441–494, 463.

2. Der ungeheure Oikos: Max Weber zwischen Mommsen und Rodbertus

Obwohl sich Max Weber mit der Entscheidung für Jura als Studienfach auf eine berufliche Perspektive einrichtete, die im Bereich praktischer Tätigkeiten lag¹, zeigen doch seine Lektürepräferenzen wie auch seine Teilnahme an den Lehrveranstaltungen von Erdmannsdörffer, Baumgarten oder Treitschke ein ausgeprägtes Interesse an historischen Problemen, das mit dieser Perspektive nicht leicht in Einklang zu bringen war. So war es denn auch nicht völlig überraschend, wenn er in Berlin die Chancen ergriff, die ihm aus seinem Engagement in einem Feld erwachsen, in dem sich rechtliche und geschichtliche Aspekte kreuzten. Das betraf, bedingt durch seine Bekanntschaft mit Levin Goldschmidt, zunächst die Geschichte der Handelsgesellschaften im spätmittelalterlichen Italien, die 1889 zum Thema seiner Dissertation wurde. Hinzu trat bald danach die Agrargeschichte des antiken Roms, dem die 1891 abgeschlossene Habilitation galt.² Auch nach seiner Hinwendung zu Fragen der modernen Agrarpolitik kehrte er immer wieder zur Antike zurück. 1896 hielt er einen Vortrag über „Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur“ und schrieb ein Jahr später den Artikel „Agrarverhältnisse im Altertum“ für das *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, den er kurz darauf für das gleiche Werk substantiell erweiterte.³ Wenngleich kein Althistoriker, gelang es ihm, eine Brücke zwischen den beiden diametral einander entgegengesetzten Sichtweisen der Antike zu schlagen, die in den 50er und 60er Jahren von zwei Koryphäen des Faches, Theodor Mommsen (1817–1903) und Karl Rodbertus (1805–1875), entwickelt worden waren und Grundpositionen formulierten, die in der Folgezeit immer wiederkehren sollten: in den 1890er Jahren in der berühmten Kontroverse zwischen Karl Bücher und Eduard Meyer⁴, später in der über mehrere Runden geführten Debatte über den ‚primitiven‘

1 Vgl. Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 30.9.1887, MWG II/2, S. 122; Brief vom 3.1.1891, ebd., S. 228; an Emmy Baumgarten, Brief vom 18.2.1892, ebd., S. 261.

2 Vgl. Lutz Kaelber: Weber's Dissertation and Habilitation, in: Sica (Hrsg.), *The Anthem Companion to Max Weber*, S. 27–44.

3 Vgl. MWG I/6, S. 99 ff., 146 ff.

4 Vgl. Karl Bücher: Die Entstehung der Volkswirtschaft. Sechs Vorträge, Tübingen 1893, S. 1–78; Eduard Meyer: Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums [1895], in: ders., *Kleine Schriften zur Geschichtstheorie und zur wirtschaftlichen und politischen Geschichte des Altertums*, Bd. 1, Halle 1910, S. 79–168; William Calder III und Alexander Demandt (Hrsg.): *Eduard Meyer. Leben und Leistung eines Universalhistorikers*, Leiden 1990; Beate Wagner-Hasel: *Die Arbeit des Gelehrten. Der Nationalökonom Karl Bücher (1847–1930)*, Frankfurt am Main und New York 2011. Vgl. dazu auch die weiter unten angegebene Literatur.

oder ‚modernen‘ Charakter der antiken Wirtschaft.⁵ Hier kann nur die Exposition der Debatte und ihre Verarbeitung durch Weber in den Blick genommen werden.

I.

Mit dem Bekenntnis, ein Nachgeborener einer politisch großen Zeit zu sein, hat sich Max Weber 1895 der wissenschaftlichen Öffentlichkeit präsentiert.⁶ Auch gegenüber seinen Vorgängern in der Wissenschaft hat er gern zum rhetorischen Mittel der Selbstverkleinerung gegriffen, wie es in dem seit dem Mittelalter geläufigen Bild von den Zwergen auf den Schultern der Riesen seinen prägnantesten Ausdruck gefunden hat.⁷ Ein solcher Riese war für ihn Theodor Mommsen. Als der Althistoriker 1903 starb, nannte er ihn in seinem Beileidsschreiben an die Witwe „eine der letzten ganz großen Erscheinungen aus einer Zeit, mit der sich die Gegenwart nicht messen kann“. Getragen von „glaubensstarker Überzeugung an den unvergänglichen Wert der Wissenschaft und unserer Kultur“, habe er „zu den Größten der Erde im Reiche des Geistes“ gehört.⁸ Und noch 1917, in einem Brief an Mommsens Sohn Ernst, der seit 1896 mit Webers Schwester Clara verheiratet war, gedachte er des „Zauber[s] eines Geistes, der allein von allem innerlich Deutschen an hellenische und romanische Geistigkeit erinnert“, und der doch so, wie er war, „schließlich nur in Deutschland und nirgends sonst möglich“ gewesen sei. Was er ihm, Max Weber, bedeutet habe, sei im Einzelnen nur schwer in Worte zu fassen. „Ich wünschte, bei Allem was er mir gegeben hat, ich hätte mehr leisten können als das Schicksal wollte. Die Arbeiten, die er sah, konnten seine Befriedigung nur in mäßigem Grade erregen. Immer aber werde ich der *Noblesse* gedenken, mit der er diese ‚Jugendsünden‘ kritisierte und das Wollen auch da anerkannte, wo das Vollbringen mir versagt blieb.“⁹

So spricht ein Schüler von seinem Lehrer. Das aber ist Max Weber im strengen Sinne nicht gewesen.¹⁰ Wohl hat schon er schon als 14-jähriger die erstmals 1854–56 erschienene

5 Vgl. in Auswahl: Mohammed Nafissi: *Ancient Athens & Modern Ideology. Value, Theory & Evidence in Historical Sciences*, Max Weber, Karl Polanyi & Moses Finley, London 2005; Armin Eich: *Die politische Ökonomie des antiken Griechenland (6.–3. Jahrhundert v. Chr.)*, Köln etc. 2006, S. 7 ff.; Gareth Dale: *Karl Polanyi: The Limits of the Market*, Cambridge 2010, S. 137 ff.; Sitta von Reden: *Antike Wirtschaft*, Berlin und Boston 2015, S. 91 ff.

6 Vgl. Max Weber: *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik* [1895], MWG I/4.2, S. 543–574, 573.

7 Vgl. Robert K. Merton: *Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*, Frankfurt am Main 1980; Walter Haug: *Die Zwerge auf den Schultern von Riesen. Epochales und typologisches Geschichtsdenken und das Problem der Interferenzen*, in: ders., *Strukturen als Schlüssel zur Welt*, Tübingen 1989, S. 86–109.

8 Max Weber an Marie Auguste Mommsen, Brief vom 2.II.1903, MWG II/4, S. 181 f.

9 Max Weber an Ernst Mommsen, Brief vom 21.II.1917, MWG II/9, S. 814 f.

10 Vgl. dazu und zum folgenden Jürgen Deininger: *Zweierlei Geschichten des Altertums. Max Weber und Theodor Mommsen*, in: Alexander Demandt u.a. (Hrsg.), *Theodor Mommsen. Wissenschaft und Politik im 19. Jahrhundert*, Berlin und New York 2005, S. 259–281; Wilfried Nippel: *New Paths of Antiquarianism in the Nineteenth and Early Twentieth Century: Theodor Mommsen*

Römische Geschichte gelesen und später als Referendar 1886/87 Mommsens Vorlesung über Römisches Staatsrecht gehört, darüber hinaus umfangreiche Exzerpte aus dessen Werk gleichen Titels angefertigt.¹¹ Sein Studienfach war indessen nicht Alte Geschichte, sondern Jurisprudenz, auch wenn dabei einer der Schwerpunkte im Römischen Recht lag. Daß Mommsen als Mitglied der Philosophischen Fakultät am 1.8.1889 an Webers Disputation teilnahm und ihn dabei mit legendär gewordenen Worten zu seinem Nachfolger kürte, war ungewöhnlich und nicht zuletzt den engen persönlichen Beziehungen zwischen den Familien Mommsen und Weber zu verdanken, die sich auch darin niederschlugen, daß Mommsens mit Max Weber befreundeter Sohn Karl als Opponent figurierte.¹² Webers Habilitationsschrift lag dann zwar in Mommsens Fachgebiet, wurde aber von dem Nationalökonom und Agrarstatistiker August Meitzen (1822–1910) betreut, als dessen einzigen Schüler Weber sich später bezeichnete.¹³

Weit überlegene Lehrer können ihre Schüler erdrücken. Deshalb mag es eine kluge Entscheidung gewesen sein, über römische Agrargeschichte statt bei Mommsen bei Meitzen zu arbeiten, dessen Spezialgebiete damals überdies woanders lagen, in einer Bestandsaufnahme der preussischen Agrarverhältnisse.¹⁴ Das war um so ratsamer, als Weber bereits bei der Disputation über verschiedene Punkte von Mommsen abweichende Ansichten geäußert hatte und auch in der *Römischen Agrargeschichte* eigene Akzente setzte.¹⁵ Worin sie bestanden, markierte Mommsen kurz nach Erscheinen der Buchausgabe in einer ausführlichen Besprechung, die *suaviter in modo, sed fortiter in re* ausfiel. Wohl sei es erfreulich, wenn von ‚jüngeren Talenten‘ rechtliche und national-ökonomische Gesichtspunkte in das Fach eingeführt würden, was in einigen Punkten, beispielsweise hinsichtlich der „Einwirkung der Form der Eigenthumsübertragung auf die Mobilisirung des Grundeigenthums [...] in hohem Grade anregend“ sei. Anderes dagegen sei schief oder falsch gesehen: der Gegensatz zwischen der praktischen Tätigkeit der Feldmesser und den daraus folgenden rechtlichen Konsequenzen; die Behauptung eines mehr als nominellen Unterschieds zwischen der Bürgerkolonie und dem

and Max Weber, in: Peter N. Miller (Hrsg.), *Momigliano and Antiquarianism. Foundations of the Modern Cultural Sciences*, Toronto etc. 2007, S. 207–228.

- 11 Vgl. Max Weber an Fritz Baumgarten vom 25.10.1878 und 4.2.1879, MWG II/1, S. 127, 154; Max Weber an Ferdinand Fresdorff, Brief vom 22.1.1887, MWG II/2, S. 43; MWG I/2, Einleitung, S. 22. Näher zur *Römischen Geschichte* Stefan Rebenich: *Theodor Mommsen. Eine Biographie*, München 2002, S. 85 ff.; zum *Römischen Staatsrecht* Wilfried Nippel und Bernd Seidensticker (Hrsg.): *Theodor Mommsens langer Schatten. Das römische Staatsrecht als bleibende Herausforderung für die Forschung*, Hildesheim etc. 2005.
- 12 Vgl. MWG I/1, S. 4, Einleitung; Edit. Bericht, ebd., S. 343.
- 13 Vgl. Max Weber an Anton Bettelheim, Brief vom 27.1.1910, MWG II/6, S. 382.
- 14 Vgl. die Einleitung d. Hrsg., MWG I/2, S. 14 ff. Erst später hat sich Meitzen auf Felder begeben, die auch Weber bearbeitet hat. Vgl. *Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen*, 3 Bde., Berlin 1895. Ausführlicher zu Meitzen Hartmut Harnisch: *August Meitzen und seine Bedeutung für die Agrar- und Siedlungsgeschichte*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1975/I, S. 97–119.
- 15 Vgl. den Edit. Bericht, MWG I/1, S. 343; Max Weber: *Die Römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht*, MWG I/2, S. 197 f.

Bürgermunicipium der Kaiserzeit; nicht zuletzt die Rückprojektion der Bonitierung in die Frühzeit und die übertriebene „Hervorhebung der römischen Individualisierung des Bodeneigentums“.¹⁶ Auch wenn einzuräumen sei, daß das in Rom wie andernorts bestehende ‚ältere Sammeigentum‘ „durch das Privateigentum zuerst beschränkt und schliesslich im wesentlichen beseitigt“ wurde, sei doch „durch die Gestaltung des Privatrechts selbst die Individualisierung des Bodeneigentums sehr wesentlich eingeschränkt worden.“ Bis in spätrömische Zeiten sei „das Bodeneigentum nach Quoten teilen [...] in ungemeiner Ausdehnung vorgekommen“, mit der Folge, daß „die jüngeren Söhne nicht, wie in unserer aristokratischen Bauernwirtschaft, als Knechte auf dem Hofe des Bruders arbeiteten, sondern die Brüder im Sammtbesitz wirtschafteten“ – in Mommsens Augen „eine der Hauptursachen, welche den Römern die agrarische Colonisirung möglich gemacht haben.“¹⁷

Weber bedankte sich brieflich bei Mommsen für die Kritik, ohne sich näher dazu zu äußern. Seinem Onkel Hermann Baumgarten kündigte er indessen „einen Feldzug gegen meine schon erstandenen und noch erstehenden Kritiker“ an, namentlich gegen Mommsen, „dessen sachlich sehr ablehnende, persönlich recht freundliche Auseinandersetzung mit meinem Buch im ‚Hermes‘ Veranlassung zu eingehender Opposition bietet.“¹⁸ Dieser Feldzug blieb freilich auf mündliche Auseinandersetzungen beschränkt, berichtet Weber doch im Juli 1894 seiner Frau, es sei bei Mommsens wieder zu einem „(diesmal milderem) Disput zwischen dem Alten und mir“ gekommen, über dessen Inhalt er leider nichts verlauten läßt.¹⁹ Wahrscheinlich wäre bei einer Antikritik auch wenig mehr herausgekommen als ein Streit über Detailfragen, fußte doch das in Webers Schrift entworfene „allgemeine[s] Bild der Entwicklung des frühen Rom“ „stark, ja abschließlich [...] auf dem 1. Band der ‚Römischen Geschichte‘ Mommsens“.²⁰

Das kann hier nur an einigen Punkten festgemacht werden. Mommsens Sicht der Frühgeschichte war, auch wenn dies nicht im einzelnen ausgewiesen ist, maßgeblich bestimmt durch die um die Mitte des 19. Jahrhunderts verbreitete, z.T. auf die Historische Rechtsschule zurückgehende und vor allem von Autoren wie August von Haxthausen, Georg Hanssen und Georg von Maurer ausgebauten Markgenossenschaftstheorie, der zufolge überall die erste Kultivierung des Landes nicht von Einzelnen, sondern von ganzen Geschlechtern und Stämmen ausgegangen sei, die den von ihnen in Besitz genommenen Boden nach dem Losverfahren unter sich aufgeteilt hätten.²¹ Ganz in diesem Sinn

16 Theodor Mommsen: Zum römischen Bodenrecht, in: *Hermes* 27, 1892, S. 79–117, 112 f.

17 Ebd., S. 113 f.

18 Max Weber an Hermann Baumgarten, Brief vom 28.4.1892, MWG II/2, S. 266.

19 Max Weber an Marianne Weber, Brief vom 31.7.1894, MWG II/2, S. 565.

20 Edit. Bericht, MWG I/2, S. 86; vgl. auch die Einleitung des Hrsg., ebd., S. 23.

21 Vgl. Georg Ludwig von Maurer: Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt, München 1854, § 3, S. 3 f. Vgl. auch ders.: Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. 4. Bde., Erlangen 1869–1871, Bd. I, Vorwort, S. V: „Aus den ursprünglich großen Marken sind nämlich durch Abmarkung die kleineren Dorfmarken, und durch Ummauerung der offenen Ortschaften aus den Dorfmarken die Stadtmarken, also aus den Dorfmarkgenossenschaften die Stadtmarkgenossenschaften hervorgegangen.“ Ein knapper Über-

nahm Mommsen für die Frühzeit Roms die Existenz einer römischen Mark an, die aus einer Anzahl von Geschlechterbezirken bestanden habe, welche nach dem „System der Feldgemeinschaft“ bewirtschaftet worden seien. Die „Geschlechtsgenossenschaften“ seien keine selbständigen Einheiten gewesen, sondern Teile einer „politischen Gemeinde“ – dem „Gau“ –, die sich in „gegenseitiger Rechtsfolge und Rechtshilfe“ sowie in Verteidigung und Angriff manifestierte, darüber hinaus über eine gemeinsame Versammlungs- bzw. „Dingstätte“ verfügte, zu der später eine Burg hinzugekommen sei.²²

Weber hat diese Annahme rezipiert, sie aber über Mommsen hinausgehend in eine vergleichende Perspektive gerückt. Die Besiedelung Italiens sei, ähnlich wie diejenige Germaniens, in genossenschaftlicher Weise erfolgt, getragen von Sippenverbänden (*gentes*), die die Flur gemeinsam okkupierten und unter sich aufteilten. Darin habe sie sich von der namentlich bei den Kelten üblichen clanschaftlichen Besiedelung unterschieden, deren Träger eine „von einem Häuptling *patrimonial-autokratisch* regierte[n] erweiterte[n] Familie“ gewesen sei.²³ Im Handbuch-Artikel über die *Agrarverhältnisse im Altertum* erläuterte Weber diesen Unterschied dahingehend, daß im letzteren Fall „der Übergang von der ambulanten Weidewirtschaft zur Sesshaftigkeit innerhalb sozial wenig differenzierter kleiner Gruppen allmählich und unmerklich“ erfolgt sei, während im ersten Fall ein bereits ausgebildeter „Individualismus des *Herdenbesitzes*“ zu einer „scharfen ökonomischen und sozialen Differenzierung“ geführt habe, aufgrund deren die Siedelung „von freien Genossen“ vollzogen worden sei, die gleichwohl in einer Flurgemeinschaft verbunden gewesen seien.²⁴

Direkt an Mommsen knüpfte wiederum die These an, die älteste römische Politik sei überwiegend von „Gesichtspunkten des Großhandels“ bestimmt gewesen, habe sie doch von Anfang an versucht, den Handel mit Karthago zu monopolisieren und „Rom

blick über die Markgenossenschaftstheorie findet sich in der Einleitung von Hans-Peter Harstick (Hrsg.) zu: Karl Marx über Formen vorkapitalistischer Produktion. Vergleichende Studien zur Geschichte des Grundeigentums, Frankfurt am Main und New York 1977, S. XIII–XLVIII, XXIX ff.

- 22 Theodor Mommsen: Römische Geschichte, 1. Bd., Erstes Buch, 3. Kapitel, S. 35 f. Alle Zitate aus diesem Werk nach der in den frühen 1890er Jahren aktuellen 8. Aufl., Berlin 1888. Zu den in Mommsens *Römischem Staatsrecht* (3 Bde., Leipzig 1887/88³) hierzu entwickelten Auffassungen vgl. Simon Strauß: Von Mommsen zu Gelzer? Die Konzeption römisch-republikanischer Gesellschaft in ‚Staatsrecht‘ und ‚Nobilität‘, Stuttgart 2017, S. 72 ff.
- 23 Weber, Römische Agrargeschichte, MWG I/2, S. 141.
- 24 Vgl. Max Weber: Agrarverhältnisse im Altertum (1. und 2. Fassung) [1897, 1898], MWG I/6, S. 146–227, 146 f. Webers Sicht der Frühgeschichte wird bisweilen auf den Einfluß der Arbeiten Henry Sumner Maines zurückgeführt: vgl. Edward Shils: Henry Sumner Maine in the Tradition of the Analysis of Society, in: Alan Diamond (Hrsg.), *The Victorian Achievement of Sir Henry Maine. A Centennial Appraisal*, Cambridge etc. 1991, S. 143–178, 160. Aber erstens zitiert Weber Maine nirgends, nicht einmal in der Rechtssoziologie, wo er ihm terminologisch nahekommt (MWG I/22–3, S. 315 ff.), und zweitens tendiert Maine dazu, die Unterschiede zwischen verschiedenen archaischen *trajectories* (bspw. zwischen Römern und Kelten) eher zu verschleifen. Vgl. etwa Henry Sumner Maine: *Lectures on the Early History of Institutions*, London 1875, S. 24 ff. Auf dieser Linie lag auch die deutsche Rezeption. Vgl. [o.V.]: Die alten irischen Brehon-Gesetze, in: *Das Ausland* 48, 1875, S. 410–413.